

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Heft 6.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

Berlin, 12. März 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XX. Jahrg.



Studienkopf. Nach dem Bilde von Eugen von Blaas. — Siehe Seite 47.  
Photographie-Berlag von F. Berger in Wien.

Nachdruck verboten.

## Leichtsinziges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

16.

**B**ei Griesinger & Co. kam man dem Maler nicht mehr mit der früheren Hochachtung entgegen. Florian Konksi wurde immer kleinnütziger. Selbst der Co., der ihn bei seinem ersten Besuch barhäuptig bis an den Wagenanschlag begleitet hatte, spielte heute den Ummahbaren. Florian stand ihm in ziemlich gedrückter Haltung gegenüber. Erst nach vielen Bitten und Vorstellungen erhielt der Meister ein kleines Darlehen.

Nun wurde ihm wieder leichter und freier zu Muthe. Er begann ein wenig zu plaudern und verlor allmählig seine Unterwürfigkeit gegen Griesinger und dessen Theilhaber. Dadurch setzte sich Florian in ein bedeutend günstigeres Licht. Je respectswidriger er mit dem Co. verkehrte, desto höher stieg er in dessen Achtung. Der Co. war nun einmal so.

Als Griesinger, der zum gerichtlichen Kunstverständigen der Masse bestellt worden war, vernahm, daß der Meister Alles im Stich zu lassen beabsichtigte, zwinkerte er dem Co. vielsagend zu. Ein gutes Geschäft stand in Aussicht. Der Kunsthändler erbot sich nunmehr, die Interessen des Malers als dessen Sachwalter zu vertreten, um ihm alle lästigen Laufereien und Pladereien abzunehmen. Konksi war einverstanden. Man fertigte eine Vollmacht aus.

Als Florian wieder nach Hause kam, wartete ein Bote mit einem Schreiben von Saladin Luge auf ihn. Grimmig erbrach der Maler den dickveriegelten Umschlag. Sein Contract fiel heraus. In wenigen Zeilen theilte Saladin dem Meister mit, daß er auf fernere Geschäfte mit ihm am liebsten verzichte und ihm daher den Vertrag zuschicke. Wenn Konksi mit einer Lösung desselben einverstanden sei, so solle er dem Boten die Antwort mitgeben.

Florian mußte an sich halten, um nicht in einen stürmischen Jubelruf auszubrechen. Mit zitternder Hand kam er dem Wunsche des Bilderhändlers nach.

Er war wieder frei!

Saladin mußte in der vergangenen Nacht vom Teufel geplagt oder aus Versehen verrückt geworden sein.

Als Sascha die seltsame Botschaft vernahm, huschte ein schlaues Lächeln über ihr Antlitz. Sie errieth den Zusammenhang.

Konksi hatte mit seiner Frau nur eine kurze Unterredung. Da er sofort bemerkte, daß Susanna es darauf abgesehen hatte, seinen Zorn wieder herauszufordern, so blieb er merkwürdig kühl. Er theilte das von Griesinger erhaltene Darlehen und legte die blauen Scheine auf den Schreibtisch seiner Frau.

„Ich könnte Dich zwingen, mir zu folgen, aber ich thü's nicht. Dich muß das Schicksal eben noch derber anfassen.“

Frau Susanna hatte auf alle Vorstellungen des Vaters nur höhnische Worte. Das Einzige, worauf ihr's ankam, war die Regelung des Geldpunktes. Florian erklärte seiner Frau, daß er ihr die Hälfte seiner Einnahmen zukommen lassen werde.

„Du kannst das nicht fordern, Susanna, aber ich gebe es Dir freiwillig — schon Koras wegen.“

Nach der geschäftlichen Auseinandersetzung folgte ein ebenso geschäftlicher Abschied. „Ich bleibe den Winter über in München, Susanna. Meine Adresse werde ich Dir mittheilen. Wenn Du ausgehmoilt hast, so komme. Bis dahin Adieu!“

Eine um so längere Unterredung hatte der Maler mit Kora.

Mit dem Mädchen war eine seltsame Wandlung vor sich gegangen. Florian erschraf, als er seine Tochter erblickte. Sie sah um mehrere Jahre älter aus, ihre Wangen waren bleich, ihre Augen geröthet. Sie hatte wohl die ganze Nacht geweint. Auch jetzt vermochte sie noch nicht zu reden, ohne daß ihre Worte von Schluchzen unterbrochen wurden.

Florian fühlte sich seiner Tochter gegenüber schuldig. Es war ihm, als ob er ihr viel abzubitten hätte. Lange saßen die Beiden beisammen; Keines wollte aber recht mit der Sprache heraus.

Daß sich Kora von ihrem Vater und ihrer Schwester trennen sollte, schien gar keinen tiefen Eindruck auf sie auszuüben. Ihre Gedanken wurzelten eben noch zu fest in ihrem verlorenen Glück. War doch gerade heute der Tag, an welchem sie den Freunden und Bekannten des Hauses als strahlende Braut hatte vorgestellt werden sollen. Wie hatte sie sich die freudvollen Stunden ausgemalt! Weigrau wie die Wolken, die sich auf die

Stadt herabgesenkt hatten, so erschien ihr die Zukunft. Erst als Sascha sie zum Abschied umarmte, erwachte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten.

Frau Susanna hatte sich schlafen gelegt. Sascha war aber doch in's Zimmer eingedrungen, war an's Bett der Mutter geeilt und hatte die scheinbar Schlafende auf Mund und Stirn geküßt. Frau Susanna schlief nicht. Ihre Wimpern zuckten, als Saschas Mund ihre Stirn berührte. Während sich ihre Tochter auf sie niederbeugte, hielt sie den Athem an.

Endlich zogen Vater und Tochter ab, — wirklich nur mit zwei Handkoffern bewaffnet. Kora blickte den Beiden nach, bis sie die Pferdebahn bestiegen hatten.

„Auf Wiedersehen in Bayern!“ hatte Papa Florian gesagt und heimlich seiner Tochter zugeflüstert: „Sei ihr guter Engel, Kleine! ... Jetzt hast Du eine Mission. Verstehst mich schon!“

Florian und Sascha befanden sich in einer Stimmung, als ob sie zusammen eine Landpartie unternähmen. Mit dem grenzenlosen Leichtsinne, mit dem sich der Meister seiner Zeit die größten Schulden auf den Hals geladen hatte, um seinen Haushalt glänzend einzurichten, mit demselben Leichtsinne verzichtete er heute auf Alles. Er hatte nicht so viel mitgenommen, als ein Student in die Ferien mit sich führt.

Sascha hatte ein einfaches Wollkleid angezogen; ein etwas besseres befand sich in ihrem Koffer. Die Schmuckstücke — die zahllosen Geschenke zur Confirmation, zu den Geburtstagen und den anderen Festen, hatte sie zurückgelassen. Das Neue, Eigenartige dieser Reise hatte auch für sie einen besonderen Reiz. Und um sich dem Vater nicht etwa durch eine trübselige Stimmung zu verrathen, nahm sie sich vor, des nichtsahnenden Friedel in den nächsten Tagen überhaupt nicht zu gedenken. Sobald sich der Zug aber in Bewegung setzte, zuckte es gar seltsam in ihren Augen. Doch schnell wußte sie sich zu fassen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fuhr Sascha in der dritten Wagenklasse. Sie fühlte sich wie im Himmel, — aber höchstens bis Leipzig. Auf der Strecke Leipzig-Hof vermischte sie bereits schmerzlich die gepolsterten Bänke. In Wiesau fing sie an, verstoßen — damit es ja der Vater nicht merkte! — vor sich hinzuweinen, und in München fühlte sie sich so elend, daß Florian eine Drohsche herbeirufen mußte, um seine Tochter nach dem Gasthaus zu bringen.

Auch Florians frohe Laune war im Laufe der durchreisten Nacht entchwunden. Mit geheimem Entsetzen bestieg der verwöhnte Mann das Bett, dessen Bezüge von der Wäsche noch feucht waren und einen ziemlich bemerkbaren Chlorgeruch an sich hatten.

Mitten in der Nacht richtete sich der Maler im Bett auf und starrte nach seinem vom Mond beschienenen kleinen Handkoffer. Das war also gegenwärtig sein ganzes Hab und Gut!

Aber die Farben, die Pinsel, die Paletten und Staffeleien, die Leinwand?!

Florian fröstelte. Wenn er sich all das wieder anschaffen sollte, so mußte er sich mit den übrigen Ausgaben heillos einschränken!

Es kam dem Meister so vor, als habe er eine furchtbare Dummheit begangen.

Und Sascha, die am andern Morgen Bettstube, Neglige und sogar die Bremscheere vermisste, ging es nicht anders.

„Ich werde an Griesinger schreiben!“ brummte Florian vor sich hin, als er sich mit seiner Tochter beim Frühstück traf.

Sascha fühlte sich sehr angegriffen. In aller Frühe hatte sie einen acht Seiten langen Brief an Kora geschrieben. Die vier ersten Seiten waren mit den schmerzlichsten Klagen und trostlosesten Betrachtungen angefüllt, — die vier letzten Seiten enthielten ein Verzeichniß der Dinge, die Kora sofort — durch Eilboten zu bestellen! — an sie abgehen lassen sollte.

Vater und Tochter ließen einander aber gegenseitig nichts merken. Und doch wußte es Eines vom Andern ganz genau, daß man sich so unbehaglich als nur möglich fühlte.

Um dem Andern die Lage zu erleichtern, bestreben sich Beide, äußerlich lustig und guter Dinge zu sein. Während Florian seiner Tochter die Sehenswürdigkeiten Münchens zeigte und dabei nach einer kleinen möblirten Wohnung Ausschau hielt, entwickelte er sogar einen gewissen Humor.

Es war aber Galgenhumor.

17.

Frau Susanna saß in der ausgeräumten Wohnung und stellte tief sinnige Betrachtungen über den Werth und die Nothwendigkeit der Competenz-Stücke an.

Vier Betten, zwei Schränke, vier Stühle, zwei

Tische, etwas Kochgeschirr, etwas Wäsche und einige Kleider, natürlich die einfachsten Toiletten, die je im Spind gehangen hatten. Das war kein besonderer Reichthum. Sogar ihren eigenen Schmuck hatte sie abgeben müssen — werthvolle Erbstücke. Griesinger hatte ihr freilich zum Trost gesagt, daß sie diese Gegenstände zurückerhalten werde, wenn sie Einspruch erhöhe. Sie hatte dem Kunsthändler darauf mitgetheilt, daß sie ihre Werthsachen zu Gelde machen wollte. Griesinger hatte also ein doppeltes Interesse daran, die Herausgabe der kostbaren Stücke zu erwirken. Die Malergattin unternahm einige Spaziergänge durch die leeren Zimmer. Jetzt sah sie erst, was für ein gewaltiger Raum das Atelier war. Hätte sie doch diese Entdeckung schon im vorigen Winter gemacht, — wie glänzend wäre die große Gesellschaft ausgefallen. Im Atelier hätte man tanzen sollen, nicht im Speisesaal!

Während die Sachen aus der Wohnung abgeholt worden waren, hatte Frau Susanna mit der sich völlig theilnahmslos geberdenden Kora einen Spaziergang unternommen.

In ihrer Abwesenheit kam der Assessor in's Haus. Er hat die Portiersfrau, den Herrschaften mitzutheilen, daß er dagewesen sei. Willem's Gattin schmollte, d. h. sie deutete physiognomisch an, daß ihr dieser Auftrag erstens durchaus nicht zusage und sie ihn zweitens überhaupt für überflüssig halte. Erst als Frau Neuter einen Thaler in der Hand fühlte, öffnete sie dem Ansuchen des jungen Mannes ihr Ohr.

„Schöneken. Wat die Olle is, die is mit det eene Mädchen schon vor 'ne jeschlagene Stunde wegjeslitt.“

„Nun, und der Herr Professor?“

„Weef ik nich. Seit et da oben alle geworden is, hab' ik ihm überhaupt nich mehr jesehen. Na, un mit die Inädige — die wird nu ooch nich mehr lange die erste Bijeline spielen. Von wegen den Birth. Den hat et nämlich eelig verschnuppt, daß er sich det hat aus die Keese jehen lassen. Id meine, mit die Miethe.“

„Nt schon gut. Darnach hab' ich Sie nicht gefragt!“ unterbrach Richard den Redefluß und ging.

„Adhee!“ klang's ihm aus dem Munde von Willem's Gattin nach.

Am Nachmittag kam er wieder. Die Vorjaalshür war verschlossen. Trotz seines Läutens ward nicht geöffnet. Diesmal war die Portiersfrau, die er darauf wieder zu Rathe ziehen wollte, so kurz angebunden, daß Richard nicht wagte, sie weiter auszufragen.

Von dem Augenblick an, da man in der Nachbarschaft den Zusammenbruch der Konksischen Birthschaft erfahren, hatte es Mutter und Tochter nicht an Beweisen dafür gefehlt, wie wenig sie in der ganzen Gegend beliebt waren. Der glänzende, großartige Haushalt war von jeher Gegenstand des Neides gewesen. Als man nun erfuhr, daß die Konksis gar kein Recht zu dem verschwenderischen Aufwand besaßen hatten, brach ein allgemeiner Sturm los.

Am entrüstetsten zeigten sich die kleinen Kaufleute und Handwerker, — selbst die, denen Frau Susanna keinen Pfennig schuldig geblieben war. Beim Grünfram-Händler, im Bäderladen, in der Butterhandlung bildeten sich erregte Gruppen. Ueberall erörterte man den Vorfall. Ein Jedes wußte Beispiele von der sinnlosen Verschwendung, die die Damen getrieben hätten, anzuführen. Die Dienstmädchen des gesammten Villen-Viertels stellten moral-philosophische Betrachtungen an. Verhältnißmäßig glimpflich kam der Meister Florian weg. Man bedauerte ihn sogar. Der sei ja durch die Buttsucht seiner Damen systematisch an den Bettelstab gebracht worden. Erst lehthin wieder die neuen Toiletten und die Hüte! Regierungsrath Hofers Köchin wußte die pikantesten Details anzugeben. Da ihre Herrschaft das Stodwerk über der Maler-Familie bewohnte, hatte sie so mancherlei gesehen und erfahren. Alles drängte sich um die dicke Auguste; sie wurde zur Hauptperson. Sogar über die Vorgänge im innersten Familienkreis wußte sie Bescheid. Man staunte sie an und sprach allgemein die größte Entrüstung über die abgrundtiefen Verhältnisse der Künstler-Familie aus. So etwas könnte doch in dem geordneten Hausstand eines königlichen Beamten niemals vorkommen! Die dicke Auguste fühlte sich.

Frau Susanna und ihre Tochter ließen auf der Straße Spießrathen.

Zuerst begegneten sie der Frau Hauptmann a. D. von Serger. Die edle Dame hatte noch in der vorigen Woche bei Konksis zu Abend gegessen und mit ihnen Bowle getrunken. Heute wich sie dem Gruß der unglücklichen Susanna aus.

Ebenso erging es dann Kora mit mehreren Freundinnen.

Zu Hause angelangt, warf sich das Mädchen weinend an die Brust der Mutter.

„Nur fort aus dieser Gegend! Nur schnell fort!“

Noch unglücklicher fühlte sie sich, als eine Equipage vorfuhr, die einer befreundeten Familie gehörte. Eine ältere Dame stieg aus; ein junges Mädchen folgte. Die Beiden gelangten bis zur Hausthüre. Nora eilte auf den Vorjaal. Klopfenden Herzens lauschte sie.

„Zu wem wollen Sie?“ rief es aus der Portiers-Loge.

Etwas betreten über den dreifachen Ton, erwiderte die Dame, die schon oft in's Haus gekommen war und den Portiers-Leuten unbedingt bekannt sein mußte: „Zu Frau Professor Konksi!“

„Nicht mehr. Oben ist es alle geworden!“ klang's zurück.

Nora brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie vernahm darauf noch die Worte der jungen Dame: „Aber da will ich doch selbst . . .!“ Schritte näherten sich. „Eile!“ rief es scharf von unten herauf, „was fällt Dir ein, Du wirst doch nicht . . .“

Eine kurze Erörterung zwischen Mutter und Tochter folgte — vor den Ohren der Portiers-Leute. Endlich erschienen die Beiden wieder auf der Straße draußen und fuhren weiter.

Nora wollte in den Boden sinken vor Scham. Ihr war's mit einem Male klar geworden: man war todt für die Gesellschaft!

Ein furchtbares Wort für Frauen, die nur für die Gesellschaft gelebt hatten. Was waren sie jetzt überhaupt noch? Eine erschreckende Leere lag vor dem Mädchen.

Die Zukunft — die Zukunft! Heiliger Herrgott, was sollte nur aus ihnen werden?

Frau Susanna suchte ihrer Tochter Trost zuzusprechen. Sobald Nora den Namen ihres Geliebten aus dem Munde der Mutter vernahm, brach sie in ein herzzerreißendes Weinen aus.

Das Mädchen verlangte von der Mutter, daß diese den jungen Mann auf keinen Fall vorlasse, ihn vielmehr sofort brieflich bitte, seine Besuche einzustellen.

Seufzend willfahrte Frau Susanna. Sie wandte sich zum Fenster nach dem Schreibtisch.

Doch der war ja nicht mehr da. Frau Susanna schlug sich vor die Stirn.

Am Nachmittag meldete sich ein anderer Besuch. Es war Friedel. Nora hatte sich geräuschlos auf den Vorjaal begeben und durch die Thüröffnung geschaut. Lange zauderte sie; endlich raffte sie sich zusammen und öffnete.

Der gute Liddemann war geradezu erstarrt gewesen, als er bei Griesinger die Auspändung Konksis, sowie seine und Saschas Abreise vernommen hatte.

Schweißgebadet langte er in Konksis Wohnung an. Die Verzweiflung des jungen Mannes rührte Nora. Sie führte ihn in die leeren Zimmer. Frau Susanna ward freideweis, als sie Friedel erblickte.

Sie wollte ihn mit großartiger Verachtung abfanzeln, denn sie sah in ihm einen Vertreter der Bourgeois — einen Klein-Capitalisten. Das Capital haßte Frau Susanna seit einigen Tagen — wenigstens das Capital Anderer. Sie wollte es den jungen Mann fühlen lassen, daß sie doch noch tausendmal über ihm stände, — wenn sie auch nur noch über die Kompetenz-Stücke verfügte.

In diesem Augenblick erschien der Wirth. Es giebt auch in Berlin gebildete Hausbesitzer. Herr Weigandt war einer derselben.

Viele hätten an seiner Stelle eine rohe Scene aufgeführt und die unglückliche Frau mit Vorwürfen überhäuft, denn die Miethen für das angefangene Quartal war noch nicht entrichtet und ebensowenig der Vertrag gekündigt worden.

Herr Weigandt sprach in einigen Worten sein Bedauern darüber aus, daß einem Künstler von Konksis Bedeutung solches Unglück widerfahren sei, und behandelte Frau Susanna so delicat, daß diese dem Hausbesitzer — trotzdem er Capitalist war — in Gedanken das Zeugniß eines vollendeten Weltmannes ausstellte.

„Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Weigandt.“

Der Wirth sah sich verlegen um. Es war kein Stuhl da. Frau Susanna wurde roth.

„Bitte, bitte,“ wehrte der Hausbesitzer ab. „Nun noch eine Frage, gnädige Frau, — wie darf ich über die Wohnung verfügen?“

Frau Susanna blickte den Wirth ganz erschrocken an. „Ach so — ja,“ stotterte sie dann verlegen, „freilich — die Wohnung ist mir jetzt etwas zu — eh — geräumig. Na ja, — wenn Sie so lebenswürdig sein wollen, mich von dem Contract zu entbinden?“

„Sie haben nur zu befehlen, gnädige Frau.“

Die Malersgattin war entzückt von dem Hausherrn. Seine Vornehmheit behagte ihr. Sie wollte nicht nachsehen.

„Und was den Miethzins anlangt, Herr Weigandt,

so übernehme ich die Regelung der Geldfrage persönlich. Meine Beauftragten sind Griesinger & Co.“

Herr Weigandt blickte die Dame höchst überrascht an. Das hatte er doch nicht erwartet.

Nach einigem Umherschauen fand sich ein Bogen Papier, sowie Tinte und Feder. Frau Susanna schrieb ein paar Zeilen an die Firma und handigte dem Wirth das Blatt ein.

„Ich werde mir gestatten, Ihnen morgen Mittag die Schlüssel der Wohnung auszuliefern, Herr Weigandt.“

Der Hausbesitzer konnte sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen. Er küßte Frau Susanna die Hand und empfahl sich.

„Gnädige Frau, es war mir eine Ehre — wirklich eine Ehre!“

Weigandt schien ganz ergriffen. Er war in der festen Ueberzeugung hergekommen, daß doch nichts mehr zu retten sei und er auf den Miethzins verzichten müsse; so hatte er wenigstens seinerseits bis zum letzten Augenblick die äußere Form wahren wollen. Die paar lebenswürdigen Worte trugen ihm nun zweitausend Mark ein — die Miethen für ein halbes Jahr. Als ihm vollends bei Griesinger der Empfang des Geldes — nach Abwicklung einiger Formalitäten — in sichere Aussicht gestellt wurde, konnte er nicht umhin, sich für sein taktvolles und — feinfühliges Künstlernaturen gegenüber sehr lucratives Vorgehen gebührend zu beloben.

Auch Frau Susanna war mit ihrer Haltung zufrieden. Sie war theuer — aber vornehm.

Doch was nun? Wohin mit den Siebenjachen? Frau Susanna schlich trübselig durch die Wohnung und setzte sich auf ein Kompetenz-Stück nach dem andern. Als sie die Stellen musterte, wo das Buffet, Schränke, Vertikows und ähnliche große Möbelstücke gestanden hatten, ärgerte sie sich darüber, daß dort der Staub mehrerer Monate — im Viertel schön abgegrenzt — fingerdick auf dem Parquet lag.

Gut, daß die faule Anna aus dem Hause war. Auf die Diensthofen war doch auch gar kein Verlaß. Wie oft hatte sie das Mädchen beauftragt, gründlich reinzumachen.

Inzwischen hatten Nora und Friedel eine ernste, fast geheimnißvolle Unterredung. Sie waren im Nebenzimmer Zeuge von Frau Susannas Besprechung mit dem Wirth gewesen und berathschlagten, in welcher Gegend zunächst eine Wohnung bezogen werden sollte.

Der gute Liddemann hatte die Kränkung, die ihm durch Frau Susanna geworden war, anscheinend gänzlich vergessen. Sobald er durch Griesinger die volle Wahrheit erfahren, hatte in ihm nur noch der eine Gedanke Platz: wie er Konksis helfen konnte. Selbst als er vernahm, daß Sascha mit ihrem Vater Berlin schon verlassen hatte, gab er seinen Plan nicht auf, der unglücklichen Familie in irgend einer Weise mit Rath und That beizustehen. . . . Aber wie? . . . Es war ihm klar, daß Frau Susanna ihm jetzt noch weniger denn vorher geneigt sein würde. Doch das verschlug ihm nichts. Er hatte eine derbe Natur und konnte schon ein paar moralische Rippenstöße vertragen.

In dieser peinlichen Nothlage erkannte Nora den ehrlichen, treuen Charakter des jungen Mannes. Aber von seinen Vorschlägen wollte sie nichts wissen.

„Das thut Mama auf keinen Fall; dazu ist sie viel zu stolz.“

Friedel sann nach. „Ich wag's!“ sagte er endlich lächelnd. Seitdem ihm Nora eine Stelle aus Saschas Münchener Brief vorgelesen hatte, gerieth er in eine immer glücklichere Stimmung. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen, selbst Frau Susanna. Ohne verlegend zu wirken, wußte er doch der hochpeinlichen Lage etwas Scherzhaftes abzugewinnen, so daß selbst Nora zum ersten Mal wieder ihren Mund zu einem Lächeln verzog.

Endlich suchte das Paar die Hausfrau auf.

Frau Susanna war über Noras Veränderung sehr erstaunt. Als sie aber Friedels Vorschlag vernahm, fuhr sie entsetzt in die Höhe.

„Ich — nach der Köpenickerstraße ziehen? Niemals! Niemals!“

Friedel stellte ruhig und sachgemäß Alles vor. Wollte sich Frau Susanna etwa der Unannehmlichkeit aussetzen, ein Hotel zu beziehen? Denn etwas Anderes blieb ja sonst kaum übrig.

Aber die Gegend, die Gegend!

„Wenn Sie nach Berlin O ziehen, gnädige Frau, dann sind Sie für diese Gegend hier eine Zeit lang aus der Welt. Dort draußen begegnen Sie keinem Bekannten, wenn Sie ausgehen, und . . .“

„Ich werde auch hier nicht mehr ausgehen.“

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, die Gesundheit Ihrer Tochter.“

„Wenn doch nur nicht immer andere Leute . . .“  
„Aber Mama, Herr Liddemann meint es doch so gut.“

„Und dann,“ stotterte Friedel, „hatte Ihr Herr Gemahl auch versprochen, sich meiner anzunehmen, damals, — nämlich er sagte, ich solle getroßt bei der Malerei bleiben und mich den Kluck um das Haus scheeren. Na, das habe ich denn gethan und nun — und nun . . . kurz und gut, ich habe das Vermietungsgeschäft — eh — verbummelt und — und . . . hm — eine Wohnung steht nun frei, und ich weiß nicht, was ich anfangen soll.“

Frau Susanna zuckte geringschätzig die Achsel. „Wenn Sie Herrn Konksi dafür Schuld geben wollen —“

„Ach nein, gnädige Frau,“ fuhr der junge Maler fort, dem diese Nothlüge den Schweiß auf die Stirne trieb, „aber da Sie sich ja immer etwas für mein Talent interessiert haben, so . . . hm — ich meine, wenn Sie nun doch eine neue Wohnung beziehen müssen . . . warum wollen Sie das — hm — das Geld . . . nicht mir zuwenden?“

Friedel athmete tief auf. Er war krebsroth im Gesicht geworden. Nora auch. Aber Frau Susanna merkte noch immer nichts.

Liddemanns Verzweiflung gab ihr eine gewisse Gemüthung. So mußte es kommen, daß der junge Mensch, der sich noch vor wenigen Tagen ihrer Ansicht nach so hoffärtig benommen hatte, nun selbst ihre Unterstützung erbat. Sie lächelte unwillkürlich. Als Nora merkte, daß die Mutter schwankte, sprach auch sie ihr zu.

Frau Susanna überlegte. Es blieb ihr wahrhaftig nicht viel Anderes übrig. Vorsichtig fragte sie nach dem Preis. Friedel nannte eine lächerlich geringe Summe. Frau Susanna blickte erst den jungen Maler, dann ihre Tochter mißtrauisch an. Nora wurde zur Abwechslung wieder bleich.

Friedel spielte seine Rolle vorzüglich zu Ende. „Ich weiß ja, daß es ein Bißchen zu theuer ist, gnädige Frau. Aber geben Sie mir nur das erste Jahr so viel, — später will ich Ihnen die Wohnung gern billiger lassen.“

Frau Susanna fand die Bescheidenheit rührend. Sie nahm sich insgeheim vor, ihrem neuen jungen Hauswirth quartaliter zehn Mark mehr, als er forderte, zu geben. Nora schlug vor, daß man sich gemeinsam auf den Weg mache, um die Wohnung zu besichtigen. Die Malersgattin war einverstanden.

Warum sollte sie den jungen Menschen nicht protegieren? Zeit hatte sie ja — und soviel Geld doch auch noch! Und vielleicht verdiente der strebsame Liddemann es wirklich.

Trotz ihrer Verachtung des Mammons fühlte sich Frau Susanna heute zum zweiten Male als Capitalistin, — und diese ihre neue Rolle behagte ihr sogar anscheinend.

18.

Wochen vergingen.  
Frau Susanna lebte mit ihrer Tochter Nora in Friedels Hause in der Köpenickerstraße.

Es war in der Nähe des Schlesiens Thores. Ein Gärtchen grenzte an die Straße. Der gewaltige Fuhrwerks-Verkehr, der die Köpenickerstraße — eine den ganzen Stadttheil durchquerende Hauptader — belebte, machte zwar den Aufenthalt in dem Garten bei Tage unmöglich; das Grün der Sträucher, die Beete mit den Dahlien und bunten Asten, und die paar im herbstlichen Blätter-schmud prangenden Bäume boten dem Auge aber auch von den Fenstern aus ein angenehmes Bild.

Frau Susanna hatte die vier Parterre-Stuben inne. Ueber ihr wohnte ein Oberbeamter der Feuerwehr. In den beiden Siebelstuben hatte sich Friedel einquartirt. Der nach Norden gelegene Raum war sein Atelier; hier arbeitete der junge Maler, so lange es täglich das Licht erlaubte.

Wenn er in der Dämmerstunde, mit der Cigarre im Munde, auf dem Sopha saß, sich behaglich zurücklehnte und seinen Blick träumerisch durch's Fenster nach der hinter den Häusern vorbeistreichenden Spree schweifen ließ, dann tauchten oft vor seinem geistigen Auge allerlei wunderliche Bilder auf.

Er sah sich zwei Stockwerke tiefer — auf dem alten, etwas wackligen Sopha, auf dem er schon als halbwüchsiger Bengel seine ersten Turnkünste versucht hatte, oder in dem von der Mutter mit einer Stickerie versehenen Schaukelstuhl. Er sah außer sich noch ein anderes Wesen in dem Erdgeschloß, und zwar ganz in seiner Nähe, — eine junge Dame, die aber in der Wirklichkeit augenblicklich fern an der Har weilte — leider!

Ja, Friedel Liddemann hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt. Warum hatte er denn die Wohnung in dem letzten Monat so wunderbar herrichten lassen,

he? Wozu die Dielen streichen, die Wände neu tapezieren, die Decken malen und die Küche weissen lassen? Für Frau Susanna nicht.

Nein, der Junggeselle Friedel Liddemann hatte sich mit der etwas übermüthigen, aber ehrbaren Jungfrau Sascha Konsti zu verehelichen gedacht. Schlichtern, wie er von Natur war, hatte er nicht geglaubt, durch seine Persönlichkeit einen genügenden Eindruck auszuüben. Erst als das trauliche Heim am Schlesiſchen Thore blißblank war, hatte er das erste offene Wort Sascha gegenüber gewagt. Und wie war seine Freude noch an demselben Tag zu Wasser geworden! Die hübsche Wohnung hatte nun freilich ihren Zweck nicht verfehlt, denn Frau Susanna lebte sich ganz gut ein, aber Friedel hatte doch eine andere Verwendung im Auge gehabt, eine ganz andere.

Frau Susanna fühlte sich beinahe wohl. Die Wirthschaft der verstorbenen Frau Liddemann befand sich in einem geradezu tadellosen Zustand. Die Aufwartefrau, die dem jungen Maler seine kleine Wirthschaft besorgte, bediente auch die Mietherin im Erdgeschos. Frau Susanna hatte sich um gar nichts zu kümmern. Während sie noch des Morgens im Bett lag, braute die Aufwärterin, eine sehr saubere Frau, die bessere Tage gesehen hatte, den Kaffee für die Malersgattin und deren Tochter. Mittags brachte sie in einem Tragkorb das Essen aus dem Restaurant, und zum Abendbrot holte sie ein, was Frau Susanna befohl.

Kora hatte sich eine Zeit lang in einigen Tagesblättern als Lehrerin des Französischen und Englischen angekündigt. Nach vielem Umherlaufen und manchen Demüthigungen waren ihr endlich gegen ein lächerliches Honorar ein paar Schüler zugewiesen worden. Als sie am Schluß des Monats das erste selbstverdiente Geld nach Hause brachte, strahlte sie über das ganze Gesicht. Frau Susanna wollte anfangs eine geringschätzige Bemerkung machen; als sie aber das glückstrahlende Antlitz des jungen Mädchens sah, blieben ihr die spöttischen Worte in der Kehle stecken.

Frau Susanna hatte von Griesinger noch ein paar hundert Mark herausgezahlt erhalten. Bei der Abrechnung hatte der Kunsthändler eine Bemerkung über ihre Noblesse dem Hauswirth gegenüber gewagt; da war er aber schlecht angekommen. Mit der Haltung einer Königin Elisabeth nahm Frau Susanna die paar blauen Scheine an sich und entließ den Kunsthändler mit souveräner Verachtung.

Von ihrem Gatten hatte sie schon zweimal Geld empfangen. Kora mußte für sie quittiren. Nicht eine Zeile sollte Florian von ihr erhalten. Damit schien der Maler einstweilen auch ganz zufrieden zu sein. Um so eifriger schrieb er seiner Tochter. Kora erfuhr, daß sich der Vater von Griesinger einige seiner früheren Entwürfe und Skizzen hatte ausfolgen lassen und für ein paar Kleinigkeiten bereits ganz hübsche Einnahmen wieder erzielt hatte.

Schlichtern suchte Kora die Mutter dafür zu interessieren. Frau Susanna hörte ihrer Tochter immer stillschweigend zu. Wenn Kora mit ihrem Bericht dann gänzlich zu Ende war, sagte sie in sehr würdevollem Tone:

„Schweig! Von ihm — kein Wort!“

Die Malersgattin hatte sich, wenn auch im Anfang widerstrebend, an die bescheidenen Verhältnisse gewöhnt — sogar an die derbe und scharfe Kost aus dem Restaurant. Die Aufwartefrau besorgte die häuslichen Geschäfte mit solch peinlicher Genauigkeit — sie stammte noch aus Frau Liddemanns Schule — daß Frau Susanna gar nichts zu thun übrig blieb.

Das ärgerte die Malersgattin mit der Zeit.

Sie vermüthete den Streit mit den Dienstboten. Das bescheidene, ruhige, sichere Auftreten der Aufwärterin behagte ihr bald nicht mehr. Sie — die Hausfrau — kam sich mittlerweile völlig überflüssig vor. So sann sie denn nach, auf welche Weise sie ihre Hausfrauen-Würde wahren könnte.

Sollte der Aufwärterin denn wirklich kein Fehler nachzuweisen sein?

Frau Susanna ertappte sie plötzlich dabei, wie sie vor einem Kleiderschrank niederkniete und mit der flachen Hand unter dieses Möbelstück tastete. In ihrer früheren Wirthschaft hatte sie bekanntlich schlimme Erfahrungen in diesem Punkte gemacht. Als sie die Hand aber vorzog, entdeckte sie auch nicht das leiseste Stäubchen an ihren Fingern.

Eine unausstehliche Person! dachte Frau Susanna.

Stundenlang befand sich die Malersgattin ganz allein in ihrer Behausung. Ihre Tochter gab in der Stadt Unterricht, in der Hauswirthschaft war nichts zu thun, spazieren gehen wollte sie nicht, lesen auch nicht — Frau Susanna gähnte. Sie langweilte sich.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Das ewig Weibliche.

Eine sprachwissenschaftliche Plauderei.

Von Dr. Wasserzicker.

Das ewig Weibliche  
sieht uns hinan!



in schmeichelhafterer Hymnus, als diese beiden kurzen Zeilen, die das gewaltigste Kunstwerk der Neuzeit, den Goetheschen Faust, abschließen, ist niemals auf das schöne Geschlecht gedacht worden. Weib! das Herz voll ist, daß geht der Mund über. Nicht ohne Ursache wimmelt die Sprache von Bezeichnungen für dasjenige Wesen, das der Welt erst seinen Reiz verleiht, und ohne das sogar das Paradies kein Paradies gewesen wäre. Wie bei den Bezeichnungen, die man für das „vollkommenste Wesen der Schöpfung“ gefunden, Poesie und Prosa, Phantasie und Wissenschaft mit einander ringen, wie sie sich theils bekämpfen, theils fördern, ergänzen und decken, ist wohl einer Untersuchung werth.

Aber auch culturhistorischer Gewinn dürfte sich ergeben: denn wie eine Nation über ihre bessere Hälfte gedacht hat vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, das spiegelt die Sprache wieder, und nichts vermag das Bild zu verwischen oder gar zu verlöschen. Wenn wir uns dabei zumeist auf die Mutter-Sprache beschränken, so geschieht dies, weil sie wahrlich reich genug ist, um gerade über dieses Thema des Stoffes die Hülle und Fülle zu liefern.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,  
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!“  
„Es ist kein lieber Ding auf Erden,  
Als Frauenlieb, wenn sie mag werden.“

In solchen Sprüchen, die in unendlich vielen Variationen im Volke umlaufen, prägt sich die Werthschätzung aus, die die Frau genießt. Alle Freude gewährt sie; froh macht ihr Besitz. Was Wunder, wenn die Volks-Etymologie einen Zusammenhang suchte zwischen Frau, froh und freuen? Schon im Mittelalter sang Freidank, der Verfasser geistvoller Sprüche:

„Nach der Freude sind die Frauen genannt,  
Ihre Freude erfreuet alle Land.  
Wie gut hat der Mann Freude gefamnt,  
Der sie zuerst Frauen genannt!“

So schön und sinnig diese Deutung erscheint, so entbehrt sie doch der wissenschaftlichen Begründung. Das mittel-hochdeutsche „vrouwe“ und das noch frühere alt-hochdeutsche „frouwa“ ist eine sehr abgeschliffene Feminin-Bildung zu „fro“ = Herr, das als selbständiges Wort verloren ging, in Zusammensetzungen jedoch noch erhalten ist. Frohndienst ist Herrendienst, Frohnlehnman ist der Leib des Herrn; frohnen oder frohnen ist dienen. Dem „fro“ und der „frouwa“ entspricht in einer älteren Periode, im Gotischen, ein „franja“ = Herr und „frauja“ = Frau. Damit bringt man die Götternamen Freya und Freya in Verbindung, von welchen der erstere den Herrn, der zweite die Herrin bezeichnet. Ob schließlich der Herr als der Gültige, Milde, Erfreuer, Frohmachende gedacht und dieselbe Eigenschaft dann auf die Herrin übertragen wurde, kann durch das vorhandene Sprach-Material nicht entschieden werden. — Erwähnenswerth ist, daß, wie „fro“ = Herr in den germanischen Sprachen unterging, „frouwa“ = Frau aber bestehen blieb, so auch das lateinische „dominus“ aus mehreren romanischen Sprachen verschwand, während die weibliche Form „domina“ sich erhalten hat, im Italienischen als „donna“ im Französischen als „dame“.

Den alten Genitiv „Frauen“ zeigen noch Ausdrücke wie „Kloster unser lieben Frauen.“ Die Verkleinerungs-Wörter „Fräulein“ und „Fräulein“, obwohl sachlich zunächst identisch, indem jenes eine norddeutsche, dieses eine süddeutsche Endung aufweist, sind im Laufe der Zeit in ihrer Bedeutung auseinander gegangen, wie auch „junge Frau“ und „Jungfrau“.

Das Fräulein, im vorigen Jahrhundert die Fräulein, bezeichnete noch bei Luther auch Thierweibchen. Durch Abschwächung der vollen Endung entstand aus Jungfrau Jungfer, wie aus Windbraue Wimper, aus Schultheil Schulze. Im Mittelalter hießen die Bauernmädchen und Dienerrinnen „frouweln“ (Fräulein), während adlige Jungfrauen mit „junefrouwe“ und sogar „vrouwe“ angeredet wurden; auch im Französischen beschränkt sich ja bekanntlich die Anrede „Madame“ nicht auf verheiratete Frauen.

Im 18. Jahrhundert wird „Fräulein“ wieder zur Bezeichnung vornehmer oder adeliger Jungfrauen; Minna von Barnhelm heißt geradezu das Fräulein, während ihrem Kammerfräulein, der schnippischen Franziska, nur das Prädicat „Jungfer“ zukommt.

Später trat Ramsell (aus mademoiselle = kleine Frau) dafür ein. Unsere niederrheinische Zeit dagegen hat Alle gleich gemacht und titulirt auch die Dienstmädchen mit Fräulein. Die höher stehenden Damen lassen sich nun zur Vermeidung von Verwechslungen „gnädiges“ Fräulein oder Frau nennen; ein etwas langathmiger Titel.

Die ziemlich aus der Mode gekommene Bezeichnung „Frauenzimmer“ wurde ursprünglich von dem Gemach der Frauen und Mädchen gebraucht und ging wunderlicher Weise allmählig auf die Frauen über. Zunächst bezeichnete es eine Gesamtheit von Frauen, wie es denn im vorigen Jahrhundert „Unterhaltungen und Belustigungen für das Frauenzimmer“ giebt; wir würden sagen „für das weibliche Geschlecht“ oder „für die Frauenwelt“. Allmählig aber verstand man darunter einzelne Frauen und bildete auch die Mehrheit „die Frauenzimmer“.

Das parallele Wort zu „Frau“ ist — „Weib“. Selbständig hat es sich neben ihm entwickelt, und obwohl sachlich identisch, gehen beide doch im Sprachgebrauch weit auseinander. Welchem der Preis gebühre, darüber stritten schon im Mittelalter erbittert die Minnesänger. Die Partei der Frauenfreunde hat im großen und ganzen gesiegt; wenigstens nimmt Frau einen weit breiteren Raum in der Umgangssprache ein. Schon durch die Anrede kommt es mehr in Umlauf, während „Weib“ nur bei besonderem Anlaß aus dem Wörterbuch hervorgeholt wird. „Da werden Weiber zu Hünen!“ klagt der Dichter. Von Marktwibern, von gemeinen Weibern spricht man wohl; das Niedrigste

und Tiefste bezeichnet „Weib“. Aber andererseits von Heldenweibern, von gottbegnadeten Weibern reden wir, wenn wir an eine Semiramis, eine Jungfrau von Orleans denken, und möchten es nicht durch „Frau“ ersetzt wissen. „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ ruft der Gottessohn seiner Mutter zu, die ihn nicht begreift.

Die von Weib und Frau abgeleiteten Adjective geben uns einen Fingerzeig für die Unterscheidung. „Weiblich“ bezeichnet einfach das Geschlecht, das dem Geschlecht Eigenthümliche an Körper und Seele. „Frauenhaft“ dagegen drückt die Anmuth und Würde aus, die der Trägerin des Namens Frau innewohnt. So reden wir denn von einer züchtigen Hausfrau, aber von einem Mannweibe.

Welcher Wider Sinn, daß das Weib, der Inbegriff aller hohen Weiblichkeit, in der Sprache geschlechtslos ist und den Artikel „das“ trägt! Wie mag das zugehen? Hat es einen logischen Grund oder ist es nur einem Spiel der launischen Willkür der Sprache zuzuschreiben, wie es deren ja manche giebt? Die Etymologie hat dafür eine, wenn auch nicht unbedingt zuverlässige Antwort.

Tacitus, der erste wissenschaftlich gebildete Mann, der mit den alten Deutschen in Berührung kam, berichtet in seiner Germania unter Anderem von dem Verhältniß der beiden Geschlechter und hebt hervor, in welscher hoher Achtung das Weib bei den Germanen stand. Sie sahen in ihm etwas Heiliges, Begeistertes und hörten auf die Aussprüche gewisser Frauen wie auf Orakel. Nun heißt im Sanskrit vip = begeistert, innerlich erregt. Dies würde die Ansicht des Römers stützen und die sächliche Bezeichnung etwa als Begeisterung, Begeistertes erklären. Daß das ewig Weibliche aber nicht bloß passivisch „begeistert“ ist, sondern activisch „begeistert“ wirkt, darüber giebt die Etymologie keinen Aufschluß.

Während der Ausdruck Weib keine Schlüsse auf den bürgerlichen Stand zuläßt, bezeichnet Magd die Unverheirathete, die Jungfrau. Eine „leusche Magd“, eine „arte Magd“ nennt sich z. B. Joanne d'Arc. Das g hat sich in einer Nebenform in i erweicht, aus „Maget“ wurde „Meit“, wie sich „sagen“, „weg“ im Englischen als say, way darstellt. In der Bedeutung sind die beiden materiell gleichen Wörter auseinandergegangen; „Magd“ ist heute die Dienerin; „Maid“ gehört der Poesie an. „Eine holde Maid“ hat schon Manden zum Versehen gemacht. Die gewöhnliche Redeweise bedient sich der Verkleinerung von Magd, nämlich Mägd-chen oder -gen, wie es bei Lessing und Goethe noch lautet. Das g fiel aus und es entstand das sehr verbreitete Wort Mädchen, das alle anderen fast verdrängt hat (Jungfrau, Magd, Maid). Maget (Magd) hat sich als weibliche Form zu einem ursprünglichen magu = Knabe gebildet, wie das lateinische puella zu puer. „Mägdlein“ mit der oberdeutschen Verkleinerung -lein, die Parallellform zu Mädchen, gehört der gehobenen Sprache an; „Mädel“ der niederen Ausdrucksweise; noch gewöhnlicher klingt der Plural Mädels, mit dem aus dem Niederländischen eingedrungenen Plural -s. Veraltet sind Ableitungen wie „magdlich“ = jungfräulich edel, das Bürger noch gebraucht, und das „Magdthum“ = Jungfrauschaft.

Damit sind die Bezeichnungen, die die Sprache für unsere schöneren Lebensgefährten aufweist, keineswegs erschöpft. Allein das Angeführte, wenn auch nur ein Ausschnitt des Wichtigsten und Charakteristischsten, dürfte hinreichen, die mannigfachen Variationen zu zeigen, in denen sich unsere Gedanken ihre Hüllen, d. h. die Wörter, für das Ewig-Weibliche geschaffen haben. So vielfältig die Nuancirungen erscheinen, so sehr die einzelnen Wörter in ihrer äußeren Form differiren — sie zielen doch alle auf das Eine ab, das wir lieben und verehren, das wir erschauen und begehren, ohne das wir nicht sein mögen und können. Und so lange die Welt besteht und noch bestehen wird, einmüthig wird dem Dichter zugestimmt und zugejubelt werden, der da sang:

Es giebt kein lieber Ding auf Erden,  
Als Frauenlieb — wenn sie mag werden!

Nachdruck verboten.

### Kein Scheidungsgrund.

Novellette von G. Brachvogel.



Sie sind es wirklich, gnädigste Frau, täusche ich mich nicht?

„Nein, nein, Sie täuschen sich nicht. Ich bin es leibhaftig, in höchstehender Person, nicht etwa mein Geiſt.“

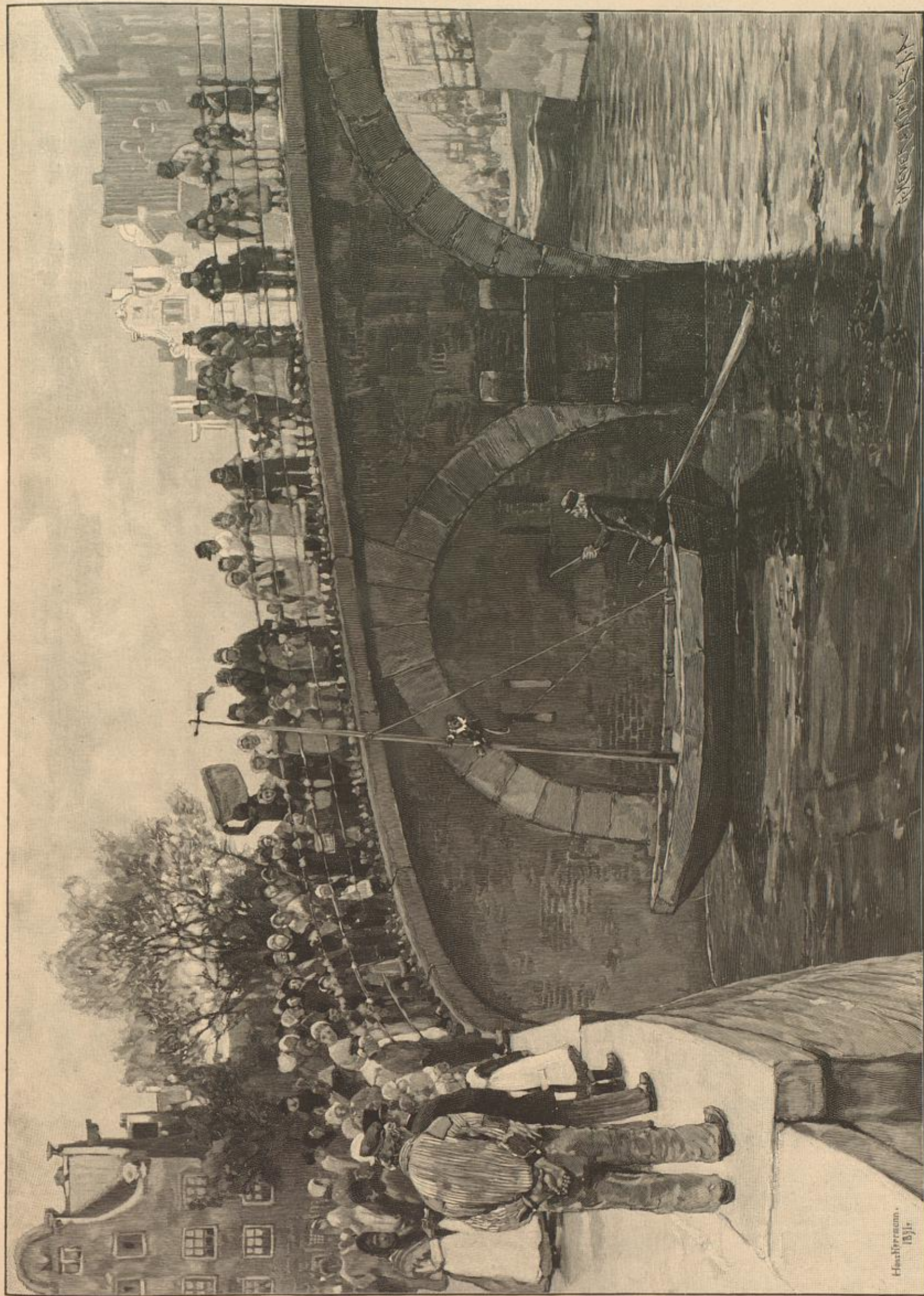
Lachend streckte mir die schöne Frau beide Hände entgegen; es schien sie gar nicht zu befürmern, daß sämmtliche Spaziergänger auf dem Verbindungswege sie ob ihres erregten Wesens und ihrer auffallenden Lebhaftigkeit groß anschauten. Die junge Fraukehrte sich weiter gar nicht daran.

„Nein, so was!“ rief sie lachend. „Müssen wir direct von Paris und Sie direct von China nach Bozen kommen, damit wir uns endlich wieder einmal treffen. Ist das schnurrig!“

Nicht nur schnurrig, gnädige Frau, sondern meiner Ansicht nach auch reizend. Aber ich komme nicht von China, sondern von Indien“ —

„Ach, das ist ja ganz gleichgültig,“ unterbrach sie mich. „Die Hauptsache ist, daß ich weit fort war, und daß Sie auch in der Welt herumgekommen sind, und daß wir uns jetzt getroffen haben.“

Wieder lachte sie mit ihrem seltsamen, nervösen Lachen, das sie schon als Mädchen so gut gekleidet hatte, und ehe ich mich's verah, hatte sie ihren Arm in den meinen gelegt und schlenderte mit mir den Verbindungsweg hinauf, dem Johannisplatz zu. Sie schien unglaublich viele Bekannte zu haben, denn sie mußte fast beständig grüßen, dankend nicken, im Vorbeigehen ein paar Worte mit jemand wechseln, und dabei entgingen ihr wohl die bewundernden, oder auch spöttisch-neidischen Blicke und halbblauen Ausrufe, die ihr von allen Seiten nachgesandt wurden. Ich erinnerte mich, daß sie als Mädchen sehr befriedigt war, wenn sie auf der Straße ein „Wie entzückend!“ oder „Bildschön!“ auffangen konnte, — in dieser Beziehung hatte sie sich offenbar vollkommen geändert. Im übrigen schien sie in den sieben oder acht Jahren, da ich sie nicht gesehen hatte, ganz die Gleiche geblieben zu sein, ebenso schön, ebenso lustig, wohl auch ebenso oberflächlich, wie sie es früher gewesen war. Aber seltsam! Etwas in ihrem Wesen berührte mich peinlich;



H. G. H. G.  
1831.

Das Heffden. Nach dem Bilde von Hans Gertmann — Siehe Seite 47.

aus ihrem Lachen, ihrem harmlosen Gepolter klang es mit unter wie der Ton einer zerrissenen Saite. . . . Gleich nachdem sich diese Empfindung überkommen hatte, schob ich sie als lächerlich-jentimental zurück. Wenn mir etwas fremd an ihr erschien, so trug zweifelsohne nur mein Fernsein die Schuld daran, und wohl auch der Umstand, daß ich über die jüngsten Vorgänge ihres Lebens nicht genau unterrichtet war, obgleich dieselben recht bedeutender Art gewesen sein sollten. Es waren lauter Wichtigkeiten, die wir redeten. Ueberflüssige Fragen nach dem beiderseitigen Befinden wurden gewechselt, ein paar ganz fernliegende Reise-Erinnerungen ausgetauscht. Offenbar war jedes so von seinen Erinnerungen und Rückblenden in Anspruch genommen, daß wir das Rechte, vom Herzen zum Herzen gehende Wort nicht finden konnten.

„Ihr Herr Gemahl ist doch auch hier?“ fragte ich.

„Ja, wissen Sie denn, daß ich zum zweiten Mal verheiratet bin?“

„Allerdings, man hat es mir geschrieben.“

Constanze erwiderte nichts mehr; wir waren auch bei der „Kaiserkrone“ angekommen, wo sie wohnte. Sie verabschiedete sich herzlich von mir und ließ sich versprechen, daß ich am andern Tage um fünf Uhr den Thee bei ihr nehmen wollte. Als sie schon die Treppe hinaufgegangen war, fiel mir ein, daß ich sie nicht einmal nach ihrem jetzigen Namen gefragt hatte. Ich beeilte mich, durch den Portier diese Lücke in meinem Wissen ausfüllen zu lassen. Von ihm erfuhr ich denn, daß sie Frau von Kettow hieß, daß sie fünf Zimmer im ersten Stock bewohnte und mit Jungfer und Bedienten reiste.

„Also hat sie wieder eine gute Partie gemacht,“ dachte ich im Weitergehen, und unwillkürlich mußte ich an den ersten Mann denken, der sie so unendlich geliebt hatte. War er gestorben oder war die Ehe geschieden worden? Ich konnte mich gar nicht mehr darauf besinnen, denn das hatte sich während meiner Abwesenheit abgespielt. Zur Zeit, da ich noch in Europa weilte, trug die heutige Frau von Kettow einen andern Namen. Meine Erinnerungen glitten zu ihrer Mädchenzeit zurück. Von den drei Töchtern des General Verdener war Constanze, die Jüngste, unzweifelhaft die Schönste, Anmuthigste und Originellste. Das heißt, nur ihre Freunde gönnten ihr das Epitheton „originell“, und die, welche ihr weniger wohlwollten, ihre Neider, nannten sie kokett und leichtfertig. Ich hatte immer die feste Ueberzeugung, daß diese schärferen Worte das Richtige trafen, aber immerhin war Constanze in ihrem ganzen Wesen eingeeignet durch die Schranken, die um jedes Mädchen aus guter Familie gezogen sind, und so konnte ihre Koketterie ihrem Kusse nichts schaden, sondern nur den Reiz erhöhen, der über ihre ganze Persönlichkeit ausgegossen lag. Als Tochter eines Generals schwärmte sie natürlich für's Militär, und da die Mädchen von mütterlicher Seite her eine recht anständige Rente besaßen, zweifelte Niemand, daß auch Constanze wieder „in's Militär hinein“ heirathen würde. Um so größer war das allgemeine Staunen, als die Verlobungs-Anzeige verkündete, daß Jan Kattow, ein junger Pole, der es „gar nicht nötig gehabt hätte“, Vater zu sein, der Glückliche war, den die schöne Constanze erwählt hatte. Jan war ein hübscher, gutmüthiger Junge, dessen gesellschaftliches Talent sein künstlerisches weit überragte, und grenzenlos verliebt in seine Braut. Beide hatten einen großen Hang zum Außergewöhnlichen, Bagabondirenden, und da sie kinderlos blieben, gaben sie dieser Leidenschaft unbedingt nach. So kam es, daß sie in Amerika, in Paris oder Wien sich vergnügten, bis Jan dann wieder einmal auf den Gedanken kam, in irgend einem unmöglichen bayrischen Nest Studien zu machen. Einer andern Frau wäre dies heimathlose Umherstreifen mit der Zeit lästig geworden, Constanze aber fühlte sich außerordentlich wohl dabei, und wenn sie immer wieder, auf Monate, in ihre Vaterstadt zurückkam, erklärte sie, es vor Sehnsucht nach „draußen“ kaum aushalten zu können. Jan, der sie anbetete, beeilte sich, jedem ihrer Wünsche so rasch wie möglich nachzukommen. „Und nun ist er vergessen und begraben,“ dachte ich bei mir weiter. „Aber nein! Nicht begraben, wenn auch vielleicht vergessen. Habe ich doch erst vor ein paar Wochen seinen Namen in einem Ausstellungs-Bericht gelesen.“ Ich athmete erleichtert auf. Er hatte mir gar zu leid gethan, denn ich mochte ihn gern und war mit ihm befreundet, ohne es durch äußere Vertraulichkeiten darzutun.

Als ich am andern Tage in Constanzens Salon trat, fiel mir sogleich auf, daß die schätzbare Hotel-Eleganz desselben durch allerliebste kleine Ueberflüssigkeiten gemildert wurde, die offenbar nicht in der „Kaiserkrone“ ihre Heimath hatten. Offenbar war man bemüht gewesen, den Eindruck eines behaglichen chez soi hervorzurufen.

Als Constanze jetzt in das Zimmer trat, stand ihr kostbarer Anzug aus fetterrothem Blüsch doch ab gegen die verblähten Damast-Gardinen, die schlichte Biedermeier-Gracie der Möbel. Ein harter Berbenen-Geruch, der ihrem Kleide entströmte, erhöhte noch den Eindruck des „Löwinenhaften“, aber die herzlichen Begrüßungs-Worte, die sie an mich richtete, verwischten ihn bald.

Ehe sie sich setzte, zog sie ein hübsches Rauchzeug herbei. Wir ließen uns an einem japanischen Tischchen nieder, das in eine Fensterecke gerückt stand. Als jetzt die Nachmittags-Sonne funkelnd und glänzend auf Constanzens dunklen Scheitel fiel, dachte ich bei mir, daß sie als Frau von Kettow noch weit schöner geworden sei, als sie es früher schon gewesen.

„Meinen Mann müssen Sie entschuldigen,“ sagte sie, während sie den Thee eingoß; „er hatte sich schon vor langer Zeit zu einer Tour nach dem Kungelstein verabredet, er wird erst gegen Abend kommen.“

Ich verneigte mich stumm. Zwar hätte ich gar zu gerne etwas Näheres über ihn gehört, aber eine, mir selbst unerklärliche Scheu band mir die Zunge. Zudem fing jetzt Constanze an, mit großer Geschicklichkeit eine Cigarette zu drehen, und ich stellte hierbei die verhängnißvolle Thatsache fest, daß sie schweren türkischen Tabak dazu verarbeitete.

„Wieviel solche Dinger rauchen Sie täglich?“ fragte ich.

„Dreißig bis vierzig.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Aber natürlich, lieber Doctor, mein blutiger Ernst.“

„Bin ich der erste Arzt, der Ihnen sagt, wie schädlich das mit der Zeit wirken muß?“

„O nein! Ich habe schon viel Predigten darüber hören müssen.“

„Run und?“

„Run und! Sie sehen ja den Effect!“ Sie lachte wie ein Knabe, dem ein recht toller Streich gelungen. Plötzlich aber hielt sie inne und wurde ganz ernsthaft.

„Das vertreibt die häßlichen Gedanken,“ sagte sie, auf die verschwimmenden Rauchwölken ihrer Cigarette deutend.

„Und kann einmal ein recht schlechtes Ende nehmen,“ ergänzte ich ärgerlich.

„Was liegt daran? Glauben Sie, daß ich mich fürchte?“

Ich entgegnete nichts. Mir war das Herz zusammengeknüpft, seitdem sie zu sprechen angefangen hatte, und als sie jetzt wieder ganz unvermittelt laut lachte, wäre ich am liebsten davongegangen, so todtaurig erschien mir ihre Heiterkeit.

Eine Weile saßen wir schweigend einander gegenüber; Constanze sah hinaus zum blauen Himmel, der sich jetzt mit Rosengluth zu bedecken begann. „Es mag häßlich sein, Unrecht zu thun,“ sagte sie dann, mehr zu sich selber, als zu mir, „aber es ist auch sehr schwer, Unrecht zu leiden.“

Und nach einer abermaligen Pause:

„Haben Sie wieder einmal etwas von Jan gehört?“

Ich erschrak. Sollte Jan das Unrecht gethan haben, von dem sie sprach? Aber er hatte sie doch sehr lieb gehabt.

„Jan schrieb mir nur selten,“ antwortete ich auf ihre Frage.

„Nach der Scheidung gar nicht mehr.“

„So, so.“ Und mir voll das Gesicht zuwendend:

„Was haben Sie eigentlich zu dieser Scheidung gesagt?“

„Was sollte ich dazu sagen, gnädige Frau, ich kannte keinen der bestimmenden Gründe.“

Sie lachte hell auf.

„Nein, sind Sie naiv! Sie wollen auch noch Gründe kennen, um so etwas zu beurtheilen. Das haben Sie wohl in Indien gelernt, denn bei uns giebt's dergleichen nicht. Man hört, munkelt, klatst, bricht den Stab — ein Beurtheiler mehr, was thut's?“

Sie ließ den Kopf sinken und blieb eine Zeit lang so sitzen, dann zündete sie sich eine neue Cigarette an und sprach in leichtem Plauderton weiter:

„Sie können sich nicht denken, wie über mich gesprochen wurde!“

„Aber gnädige Frau, in unseren Tagen ist doch eine Scheidung nichts so Außergewöhnliches.“

„Ja, eine Scheidung mit Scandal, freilich! Aber — Ich werde Ihnen die Geschichte meiner Scheidung erzählen, vielleicht verstehen Sie dann Manches, was Ihnen jetzt unbegreiflich erscheint.“ — Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, legte die Hände in den Schoß und begann zu reden; anfangs gleichgültig, mit erzwungener Ruhe, aber nach und nach rief sie die Erinnerung an das Erlebte mit fort.

„Ich weiß nicht, ob Sie unsere Heirath für eine sogenannte Neigungs-Ehe gehalten haben; es gab Viele, die zweifelten, daß es eine solche sei, aber ich kann Ihnen sagen, daß wir uns wirklich aus Liebe gewählt hatten. Uebrigens sind meine Gefühle für Jan immer noch die gleichen, — aber das gehört nicht hierher. Wir hatten uns auf einem Hausball bei einer meiner Freundinnen kennen gelernt, beide sofort Feuer gefangen, und — na den Rest kennen Sie ja! Wir lebten sehr glücklich mit einander, wenn auch vielleicht anders, wie Andere, aber es war auch ein anderes Glück!“ In ihrem Gesichte leuchtete es, und mit leicht vibrierender Stimme fuhr sie fort:

„Ach! ich wollte Ihnen ja eine Geschichte erzählen, nicht aber ein Schäfergedicht! Wir hatten so viele übereinstimmende Ansichten und Veranlassungen. Gerade die Neigung für ein ungebundenes, wechselndes Leben war uns beiden gemein, und da Jan's Beruf nicht darunter litt, wenn wir dieser Neigung nachgaben, so hing uns wirklich der Himmel voll Weigen. Das heißt, nur zu Anfang war ich überzeugt, daß Jan's Arbeiten durch solch ein Zigeuner-Leben nicht übel beeinflusst werden könnten. Zwar hatte ich aus meiner Mädchenzeit ein paar Schrullen mit in die Ehe genommen, — vom Künstler, der nur von der Stimmung des Augenblickes abhängen darf, der immer passiv auf den Ruf des Genies warten muß, aber wie gesagt, ich emancipirte mich sehr rasch von solch unreifen Ideen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß in unsern Tagen auch der Künstler stetig und ernst arbeiten muß, wenn er es zu etwas bringen will; aber meinem Mann war mit solchen Vorstellungen schwer beizukommen, denn er bildete sich ein, daß man ihn zum Handwerker degradiren wollte. Weiß Gott, nichts lag mir ferner, als gerade das, aber wenn der Künstlerberuf auch keine treibbare Nupfplanze ist, so braucht er deshalb noch lange keine Aloc zu sein, die man im besten Fall einmal im Leben blühen sieht. Dabei war Jan nicht etwa arbeitssüchtig, nein, nur ohne Ausdauer, ohne Energie — leider der große Grundzug seines ganzen Charakters. Damals fing ich doch schon an, darunter zu leiden. Ich konnte mit ihm machen, was ich wollte, er hatte nichts Anderes zu thun, als zu Allem, was ich meinte, ja oder beehrte, Ja und Amen zu sagen und sich zu beeilen, all meine Wünsche zu erfüllen, mochten sie noch so absurd und extravagant sein! Zu Anfang gefiel mir auch dies natürlich sehr, aber dann begann ich, mich in meiner ungewollten Selbstherrlichkeit unbehaglich zu fühlen. Ich war doch noch recht jung und bin überhaupt nicht dazu veranlagt, mich in einer unbedingten zügellosen Selbstständigkeit zu gefallen. Jan hatte den größten Fehler, den ein Mann nur haben kann: er imponirte mir nicht, und häufig dachte ich, daß ich ihn lieber heftig, ja brutal sehen möchte, als immer nachgiebig, immer wachweich! Das heißt, heftig war er, sogar sehr, aber es verpuffte und verknatterte eben Alles, ohne irgendwelche Spuren zurück zu lassen. Nach und nach dachte ich mir, daß sich sein Charakter vielleicht mehr festigen würde, wenn wir in einem bestimmten Kreis, unter gleichmäßigen äußern und innern Bedingungen leben könnten, wenn er nicht mehr als zufällig anwesender Künstler, sondern auch als Repräsentant einer Familie, eines Hauses auftreten müßte. Man sagt ja oft, daß mit neuen Pflichten auch die Fähigkeit, sie zu erfüllen, kommt, und so setzte ich es denn durch, daß wir in meine Heimathstadt zurückkehrten, wo Jan sich ein hübsches Atelier einrichtete und auch recht bald Aufträge erhielt. Zuerst ging Alles schön und gut. Das Neue hatte großen Reiz für ihn. Er traf ganz richtige und, was die Hauptsache war, selbstständige Anordnungen, wie er unser künstlerisches Leben geregelt haben wollte, lieferte seine bestellten Bilder ab und vertiefte dann allmählig wieder in seinen alten Schlandrian. Hatte er Aufträge, so war's gut, hatte er keine, so war's noch besser. Dann legte er sich in's Atelier, machte ein paar unmögliche Studien und wartete auf den bekannten Ruf des Genies. Ich konnte wieder thun und lassen, was ich wollte: mich kleiden wie eine Fürstin, von einem Vergnügen zum andern jagen, mir den Hof machen lassen. Alles war ihm Recht, und er hatte stets nur bewundernde Worte für meinen Geschmack, mein Aussehen, meine Liebesswürdigkeit. Es lag etwas Rührendes

in diesem völligen Immerangehen. Sie müssen nicht denken, daß ich das Alles gleich klar empfunden habe, wie ich es Ihnen schildere. Das kam erst ganz allmählig, mir selber in seiner Steigerung kaum bemerkbar. Wenn ich mit meiner Familie oder mit Bekannten über das sprach, was mich bedrückte, so schüttelten sie spießbürgerlich die weißen Häupter und versuchten, mir meine Grillen, wie sie's nannten, auszureden. Ein Künstler darf nicht mit gewöhnlichem Maß gemein werden, und schließlich, was konnte man denn Anderes wünschen, als einen Mann, der Alles thut, was man haben will. Aber ich war nun einmal anderer Ansicht und versuchte immerwährend Jan's Charakter zu festigen und widerstandsfähiger zu machen. Aber es gelang mir nicht, denn es lag außerhalb des Gebietes seines Könnens, auf irgend etwas dauernd zu beharren. Meinen Bemühungen setzte er einen positiven Widerstand entgegen, der mich noch mehr reizte. Er that eine Zeilang nicht mehr, was ich wollte; aber deshalb hatte er noch lange keine eigene Meinung, sondern er ließ sich einfach vom Augenblick treiben, wohin, war ihm ganz gleichgültig. Nur eifersüchtig begann er zu werden, als die Schar meiner Verehrer sich immer vergrößerte, und ich freute mich dieser seiner Regung, weil ich darin eine Gewähr für seine Umkehr erblickte. Ich hatte ihn so von Herzen lieb, daß ich mich ruhig feiern und verwöhnen lassen konnte, ohne auch nur einen Augenblick an mir selbst irre zu werden. Es wäre auch sehr thöricht gewesen, wenn ich mir auf diese Verehrer etwas eingebildet hätte! Werken diese Lions, die eigentlich den Affen recht ähnlich sind, erst einmal, daß irgend ein eheliches Glück zu wanken beginnt, gleich sind sie da, um die Scherben auszulösen. Ihrer Anzahl nach muß das meinige schon recht zerbrochen ausgefallen haben, und Jan machte mir Scene über Scene, rollte die Augen wie ein Irrsinniger, quälte mich mit Verdächtigungen, an die er selbst nicht glaubte, drohte denjenigen, den er gerade für begünstigt hielt, die Treppe hinabzuwerfen, und bat mich am andern Tage demüthig um Verzeihung. Und nun kam das Schlimme — ich fing an, ihn zu verachten. Wenn ich ihn so vor mir sah, im ersten Zorn mir die unnützigsten Anklagen entgegenkullend und dann am nächsten Morgen mit übermäßigem Gesicht und zitternder Stimme mir Alles abbitend, ich sage Ihnen, es war zum Todtschaden oder zum Todtwinken, wie man gerade veranlagt ist. Ich habe auch gelacht, das heißt außen, — wie's innen ausgefallen hat — die Stimme versagte ihr, sie schwieg ein paar Augenblicke, dann fuhr sie wieder ruhiger fort:

„Glauben Sie etwa, daß es ihm deshalb eingefallen wäre, mir das Kokettiren zu verbieten? Mich mehr und mehr von den Versuchungen fernzuhalten, die ihm so gefährlich schienen? Den jungen Herren gegenüber endlich einmal als der Mann aufzutreten, der seine Frau nur für sich haben will? Gott bewahre! Wie das richtige Opferlamm ging er mit mir von Ball zu Ball, hielt meinen Fächer und die Blumen, die mir die Anderen brachten, war grenzenlos eitel auf mein Aussehen und stolz auf meine Erfolge, bis irgend eine Geringsfügigkeit kam, die ihm mißfiel und die dann jene anmuthigen Scenen nach sich zog, die ich Ihnen schon geschildert habe. Nur machten sie gar keinen Eindruck mehr auf mich, — sein Zorn erschien mir eben so lächerlich wie seine Abbitte.“

Auf einem großen Künstlerfest stellte ich mit einem meiner Anbeter, einem netten Lieutenant, ein holländisches Paar vor. Ich war wieder sehr gefeiert, das bekannte Ungewöhnliche der Maskenbälle wurde in dieser Hinsicht gehörig ausgenutzt, und ich gestehe ganz offen, daß gerade mein Partner mir in einer fast compromittirenden Weise den Hof machte und daß ich, gelinde gesagt, nichts that, um ihn zu entmuthigen. Witten im Tanze holte mich Jan von seiner Seite fort und bereitete mir zu Hause eine Scene, die alles bisher Dagewesene weit überstieg. Er tobte wie ein Wilder, schrie, daß ich seine Ehre mit Füßen träte, daß er sich von dem Lieutenant Satisfaction holen würde und daß überhaupt jetzt bei uns ein anderes Regiment beginnen sollte, und so fort. Es geschah auch wirklich Alles — das heißt, er verbot dem Lieutenant das Haus, ließ seine Besuche vor und befahl mir, nicht mehr allein auszugehen und mich einfach zu kleiden. Sie können sich denken, wie ungewohnt mir ein solcher Zwang war, aber so wehe er mir auch that, ich freute mich doch, daß Jan mir endlich einmal den Meister gezeigt hatte. Unmittelbar nachdem der Kaufschilling jener Ballstunden verflogen, hatte ich selbst empfunden, daß ich zu weit gegangen war. Die Stimmung in unserem Hause war natürlich recht unerquicklich; wir sprachen nur das Nothwendigste miteinander, eigentlich nur während unserer Spaziergänge und der Mahlzeiten, um den Leuten und den Dienstboten keine Gelegenheit zu Bemerkungen zu geben. Das ging so etwa acht oder zehn Tage.

Dann siße ich einmal in der Dämmerung in meinem Zimmer und schaue zum Fenster hinaus, als ich meinen Namen leise und zärtlich rufen höre. Ich drehe mich um — Jan ist da. „Ach, Du bist's,“ sage ich mit erkünstelter Ruhe. Und da schreit er auf, stürzt mir zu Füßen, schluchzt, daß er so, im Anfrieden mit mir, nicht weiter leben könne, er wisse ja, wie Unrecht er mir gethan, aber ich solle nur verzeihen, er würde schon wieder Alles gut machen. Den Lieutenant wolle er selber in's Haus zurückbitten. „Nur sei gut, sei lieb!“ flehte er mit aufgehobenen Händen.

Ich war so starr, daß ich zuerst gar nicht begriff, was er eigentlich sagte, und als ich zum Nachdenken kam, schoß es mir durch den Kopf: „Wenn Einer verdient, daß man ihm untreu wird, so ist's der da.“ Ich empfand, daß mit diesem Gedanken Alles zu Ende war. Ich fühlte die Unmöglichkeit, mit einem Mann weiterzuleben, den ich so tief verachten mußte, daß ich es für Recht hielt, ihm Unrecht zuzufügen, von dem ich wußte, daß er mir niemals ein Halt sein würde, der mir Verirrungen wohl verzeihen, mich aber niemals vor ihnen beschützen konnte. So setzte ich es denn durch, daß wir auseinandergingen, gerichtlich geschieden wurden wir erst später —

„Als sie sich wieder vermählten?“

Sie nickte. „Als ich mich wieder vermählte.“

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich ihre Gesichtszüge nicht mehr recht zu unterscheiden vermochte, ich sah nur, daß sie sich mit der großen weißen Hand über die Stirne fuhr — wollte sie Gedanken fortscheuchen oder nur ein paar widerpenstige Lächeln?

„Nicht wahr, das ist eine dumme Geschichte?“ meinte sie dann, indem sie ihre ausgegangene Cigarette auf's neue entzündete. „Aber das Dämmste kommt erst noch. Meine Familie war natürlich außer sich; eine Trennung, so für nichts und wieder nichts, wie sie es nannten, war ja noch nie dagewesen und deshalb absolut

unstatthaft. Ja, wenn ich mißhandelt worden wäre, oder meinen Mann auf einer Untreue ertappt hätte, à la bonne heure, da hätte die Sache Hand und Fuß gehabt! Aber einfach davonzugehen, bloß weil man seinen Mann verachtet — das war unerhört! Damals habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Gesellschaft auch für die Scheidungen und dergleichen das Motto anwendet, quo tout genre est permis sauf l'ennuyoux. Denn das Beispiel meiner Familie wirkte geradezu anstößend; da ich es merkwürdigerweise verabsäumt hatte, meine Ehe mit einem vernehmlichen Scandal aneinanderzustricken zu lassen, so fühlte sich die Gesellschaft verpflichtet, ihn post festum dazuzuliefern, so etwa, wie eine Schneiderin Zubehör zu einem Kleide liefert. Niemand glaubte die wahre, freilich sehr einfache Thatsache, sondern einzig und allein die abenteuerlichen Gerüchte, die auf meine Rechnung in Umlauf gesetzt wurden. Es gab vielleicht einige Wenige, die nicht an der Wahrheit zweifeln, aber sie hegten den herzlichen Wunsch, mich bald und schwer dafür bestrafen zu sehen, daß ich in sündhaftem Uebermuth getreten, was Gott zusammengefügt hatte, und wie die schönen Redensarten sonst noch alle heißen mögen. Das hinderte aber die edlen Menschen keineswegs, den Verkehr mit mir nach wie vor zu pflegen. Als wichtiger Vergnügungssüß, der ich ja wirklich war, machte ich ein ziemlich großes Haus, und für die Gesellschaften der Anderen schenkte ich fast ebenso unentbehrlich, wie die Lohndiener und die Hummer-Mayonnaise; ich war ja hübsch, elegant und lustig genug, um von den Männern gefeiert zu werden, tadellos genug, um mit den jungen Mädchen verkehren zu dürfen, und dabei nicht in der Lage, ihnen ihre Freier fortzulapern. — Lieber Doctor, Sie müssen zugestehen, daß es wenige Gesellschafts-Menschen giebt, die so viele Vorzüge in sich vereinen. Aber die freundlichen Nachreden verstummten niemals ganz, denn ich konnte es den Leuten nie recht machen. Meine Heiterkeit galt als Leichtsinns, mein Ernst für Komödie, jede natürliche Regung als Sensations-Hocherei, die äußerliche Ruhe, die ich allem Geflässe entgegenhielt, als brutale Abgestumptheit. Zu offenen Angriffen kam es natürlich nie, es gab immer nur Nadelstiche, Dugende, Hunderte. Auch das reichte mit der Zeit für eine anständige Wunde aus. Mein Scandal und kein Scandalchen wurde rühmlich, in welche nicht mein Name mit hineingezogen worden wäre, absichtlich oder zufällig. Ich kam mir vor wie ein abgehettes Thier, aber noch hielt ich fest daran, daß ich das Rechte gethan hatte.

Eines Tages durchschwirrte wieder einmal ein pitantes Geschichtchen unser liebes Matschneß. Ein sehr hochgestellter Herr war mit einer jungen Malersfrau dabongegangen, deren Namen man zu Anfang nicht genau wußte. Man rieth, munkelte, vermuthete, und schließlich, daß alle näheren Details auf mich wäßen, und so piffen bald die Späßen auf den Dächern, daß ich die Entführte des Prinzen sei. Natürlich klärte sich der kleine Irrthum bald auf, aber als ich mich bei einem alten Freund meines Vaters über solch leichtfertige, niederträchtige Redereien beklagen wollte, antwortete mir der lebenswürdige Greis: „Ja, liebe Constanze! Sie sind eine reizende Frau, das weiß Niemand besser zu beurtheilen und anzuerkennen, wie ich; aber wer sich für nichts und wieder nichts seines ersten Schöpfers, seines Mannes, beraubt, der muß vorbereitet sein, daß man ihm dann Manches in die Schuhe schiebt.“ Ich war sprachlos über diese Logik, aber der Mann behielt Recht. Und eine Frau hat so wenig Gelegenheit, sehr anständig, und so viel Gelegenheit, sehr unanständig zu handeln, es war doch nur anständig, daß ich ein Band löste, das zur Lüge geworden wäre, hätte es uns noch länger zusammengehalten, und doch wäre ich besser beurtheilt worden, wenn ich ein klein wenig — unanständiger gewesen wäre.

Bald nach jener Geschichte mit dem Prinzen lernte ich meinen jetzigen Mann kennen, der damals der Bottschaft attached war. Er hielt mich an, als wir uns erst ein paar Mal gesprochen hatten, aber ich zögerte mit meiner Entschloßung, denn ich liebte ihn nicht. Jetzt hegte die Reute noch schärfer hinter mir her, erbitnert, daß ein Mann wie Herr v. Kettow mir seine Hand bot. Mein Zaudern war ja empörend! Also war ich thatsächlich nichts weiter, als eine eitle Kokette, die Herzen zerbricht, wie andere Leute Pfefferkuchen zerbröckeln; ich, die ich Gott auf den Knien hätte danken sollen für mein unverdientes Glück: ich spielte mit Herrn v. Kettow, wie ich mit Jan gepfeilt hatte, und hielt ihn gerade für gut genug, um als Spielball meiner Laune und meiner Gefallsucht zu dienen! Man nahm sich schon heraus, mir Vorstellungen über mein Benehmen zu machen. Allen voran natürlich meine weisse Familie. Gute Freunde gingen hin und tadelten Herrn v. Kettow nochmals die Geschichte meiner Scheidung auf, mit dem Hinweis darauf, wach ein Loos ihm wohl an meiner Seite blühen würde. Leider war ich noch sehr jung, wurde eines Tages müde, irre an mir selber und — sagte Ja. Das war unbillig, sehr unbillig gehandelt gegen meinen Mann, vor dem ich die unbegrenzteste Achtung hege, und auch unbillig gegen mich, denn mein ganzes künftiges Leben baute sich auf einer Lüge auf. Wissen Sie, es ist ja recht schön, wenn in den Romanen Warmorbräute vorkommen, die dem ungeliebten Manne niemals sagen, daß sie ihn lieben, und die bleich und frohig seine Närrlichkeiten dulden, ohne sie zu erwidern, — aber erlogen ist's auch; hat man erst Ja gesagt, so übernimmt man ganz von selbst die Rolle der liebenden Braut, und wenn man sie auch nicht hinreichend spielt, so markirt man doch wenigstens! Meine Unanständigkeit gefiel aber Allen sehr wohl. Der Name meines Mannes schützte mich vor Nachreden, mit einem Schlage wurde aus der frivolsten Kokette eine originelle Frau, an die sich auch nicht der Schattens eines Argwohns heranwagte, und selbst die Geschichte meiner ersten Ehe wurde jetzt immer mit einem Hinweis auf meinen starken und außergewöhnlichen Charakter versehen, der eine Fessel brach, die Andere, weniger Bedeutende, verkonmend weiter geschleppt hätten!

Anfangs gefiel mir der plötzliche Umschlag, ich freute mich meiner Ruhe und des Reides der Anderen, aber nach und nach kam ich in's Denken hinein, und ich fand das Alles fraglich. Ich verlasse den Mann, an dem ich hänge, weil ich ihn verlassen muß, und reiche einem Ungeliebten die Hand: die Welt geht verständnißlos an dem Opfer meines Herzens vorüber und erhebt mich auf den Schild, als ich, mit einer Lüge auf den Lippen, ein neues Leben beginne. Das Uebrige können Sie sich wohl denken. Ich fing an, die Menschen sehr lächerlich zu finden, dann sehr verächtlich, bildete mir ein, daß sie draußen in anderen Ländern anders sein müßten, und fand, daß die Menge sich immer und überall gleich bleibt, und

nichts wechselt als die Sprache und die National-Gerichte. Ich langweilte mich zum Sterben und wäre vom Vergnügungssüß längst zum Einsiedlerkrebs geworden. Aber auch die Einsamkeit ist langweilig, wie die Geselligkeit, und während oben drein. Ich bin verbittert und habe nichts auf Gottes weiter Welt, nichts, woran ich mein Herz hängen könnte, nicht einmal Sorgen. Mitunter komme ich mir vor, als sei ich in eine ganz fremde Gesellschaft geladen worden, und könnte nichts Besseres thun, als mich sehr bald französisch zu empfehlen.“

„Aber gnädige Frau, es giebt so viel Inhalt für ein Leben, wenn —“

Sie nickte. „Ja, ja, ich weiß schon, Suppen-Anstalten, Fintelhäuser, Kunst-Begeisterung; habe ich auch schon probirt. Ich habe mir sogar das Elend ganz in der Nähe angesehen, das sich frierend einen Teller Suppe holt, oder das fremden Leuten vor die Thür gelegt wird. Ich betheilige mich immer, wenn enthusiastische Damen einem berühmten Tenor wieder einmal eine Silberkrone schenken. Aber von dem Einen thut mir das Herz weh, und von dem Andern wird's mir nicht warm — das Französisch-Empfehlen halte ich für sehr praktisch.“

Sie lachte wieder so schmeidend auf, und wie jetzt die Jungfer in's Zimmer trat und die Lampe vor uns hinsetzte, sah ich, daß sie Thränen in den Augen hatte. Bei meinem Blick schloß sie sofort die Lider, als ob sie schmerzten, und fuhr das Mädchen an, daß sie den Schleier über das Licht deden solle. Als dann die dünne rothe Seide den allzu grellen Schein dämpfte, sah Constanzens Gesicht wieder schön und ruhig aus, und es waren lauter gleichgültige Themen, die wir dann noch weiter mit einander besprachen. Gerade dieser Gegenstand in Gespräche wirkte peinlich auf mich, und ich entfernte mich bald, ohne Herrn von Kettow abgewartet zu haben, obichon Constanze mich zum Weiben nöthigte, weil sie mich gar zu gern ihrem Manne vorgestellt hätte.

Ich lernte ihn aber doch noch an einem der folgenden Tage kennen, und wir gefielen uns gegenseitig so sehr, daß wir, als unser Bozener Aufenthalt zu Ende war, in Briefwechsel mit einander traten. Ein paar Jahre vergingen, ich hatte lange nichts mehr von Kettows gehört, ich wußte aber, daß sie in Rom waren, und erschraf heftig, als ich eines Tages, gegen Mitte Juni, ein großes Couvert erhielt, das den Stempel der ewigen Stadt trug; das „französisch Empfehlen“ war mir eingefallen. Ich entnahm dem Umschlag eine lithographirte Karte, die anzeigte, daß dem Herrn von Kettow am 16. Juni ein Töchterchen geboren worden war. Und dazu hatte der glückliche Vater geschrieben: „Meine Frau läßt Ihnen sagen, daß Weihnachten von nun an auf den 16. Juni fällt, denn da ist ihr Heiland geboren worden.“ Ich mußte lächeln. So hatte dieser irrlüchternen Geist endlich Frieden gefunden, und anders und besser, als er sich's je geträumt.

Nachdruck verboten.

### Sejam, öffne Dich.

Von Arthur Pleffen.



er war nicht mehr jung und von etwas verkümmertem Aussehen, der Kanjlist, welcher soeben aus seinem Amtszimmer heraustrat, um nach Hause zu gehen. — Gestern, an seinem Hochzeitstage, hatte er bis drei Uhr auf seinem Bureau geschrieben, wie gewöhnlich sein dürftiges Mittagmahl in einem abgelegenen Keller einer schmalen Seitengasse verzehrt und sein Dachstübchen in dem alten Hause der Ostergasse angezündet, um seinen fadensteinigen Frack anzuziehen, der ihm bereits zwölf Jahre gedient. In seiner Absicht lag es allerdings, sich zu seinem Vermählungsfeite einen neuen Frack anzuschaffen, aber es wäre in der That Lugus für ihn gewesen.

Seine Braut war Telegraphistin, zart und nervenschwach durch Arbeit und Entbehrung, auch nicht hübsch. Im Hause ihrer alten, unverheirateten Tante wurde die Trauung in aller Stille vollzogen. Die Braut trug ein schwarzes Seidenkleid, und in einer Miethskutsche fuhren die Neuvermählten nach Hause.

Deute, am Tage nach seiner Hochzeit, war er wieder seit zehn Uhr in seiner Amststube thätig gewesen und befand sich gerade auf dem Wege nach seinem Heim — seinem eigenen Heim! Welch wunderbares Gefühl! So überwältigend, daß er von Zeit zu Zeit, in Gedanken verfunten, stehen blieb. Eine Erinnerung aus der Kindheit tauchte in ihm auf.

Als kleinen Knaben sah er sich in dem engen Pfarrhause seines Vaters sitzen und Märchen lesen. „Ali Baba oder die vierzig Räuber“ aus Tausend und eine Nacht — wie oft hatte er es wieder und wieder gelesen? In welcher sehnsuchtsvoller Erregung pochte sein kleines Herzchen, wenn er mit dem Helden des Märchens vor der verschlossenen Pforte des Berges stand und erst leise und zagend, dann aber laut und led rief: „Sejam, Sejam, öffne dich!“ Als dann der Berg seine Thore erschloß, welche Pracht, welche Herrlichkeit! Die ärmliche Stube verwandelte sich in die reiche Schatzkammer des Berges. An den Wänden funkelten die schönsten Edelsteine, prächtige Pferde sah man dort und Wagen, glänzende Waffen, Rüstungen — alles Blendende, was sich die Phantasie eines Knaben nur träumen lassen konnte. Der alte Vater schaute erstaunt in die strahlenden Augen der Kinder. Es war so lange her, daß er jung gewesen. Er verstand den Knaben nicht mehr und fragte halb verwirrt, woran er denke.

Dann kam seine Jugend. Seine stottern Studienjahre zogen an ihm vorüber. Er ward Dichter, Sänger. Man hielt ihn für ungemein begabt; seine Kameraden huldigten ihm insgesammt. Wenn ihm damals jemand verrathen hätte, er würde als armer Schreiber enden, eine verblühte Telegraphistin heimführen und in der Vorstadt wohnen! Bah! — Hatte das Leben doch tausend Möglichkeiten! Der Blick in die Zukunft war unendlich. Nichts unmöglich! Keine Ehre so groß, daß er sie nicht erlangen konnte! Kein Weib so schön, daß er es nicht zu erobern vermöchte! Was hatte es zu bedeuten, daß er arm war und das achte Kind eines unbemittelten Pfarrers. Sein Vater war der Sohn eines Bauern! Und stammten nicht die meisten Genies aus dem Volke? Ja, sein Genie! Das war die Zauberformel, das war das „Sejam, öffne Dich!“ welches ihm den Zutritt zu allen Herrlichkeiten des Lebens verschaffen sollte.

Wie es ihm später ergangen, daran wollte er jetzt nicht denken. Entweder war sein Genie nicht stark genug gewesen, wie er glaubte, oder der Kampf um's Dasein hatte es erstickt. Oder aber hatte er Unglück gehabt? Genug, es erging ihm wie dem bösen Bruder des Ali Baba, als er, vor dem Berge stehend, mit Schreden gewahrte, daß er die Zauberformel vergessen, und in Todesangst sich ihrer zu erinnern suchte. Eine schwere Zeit — wozu daran denken?

Hastig zogen andere Bilder an seinem geistigen Auge vorüber. Er sah die Kronprinzessin ihren Einzug halten in der Hauptstadt. Wenige Tage war es her. Er hatte seinen Vorgesetzten begleiten dürfen und stand vor dem Festpavillon, als sie landete. Ein schöner Augenblick! Die Dichtergabe seiner Jugend wurde wach durch die feierliche Stimmung. Wäre er jetzt der hoffnungsvolle Poet und nicht der unbemerkte Kanjlist, sein Festguth ertönte von Aller Lippen. Welch ein Moment für die Prinzessin! Neunzehn Jahre alt, eben vereint mit ihrem jungen Gemahl, liebend und wieder geliebt, betrat sie die feierlich geschmückte Stadt, begrüßt von dem Jubel der unabherrschbaren Volksmassen. Nicht ahnte sie den Ernst des Lebens, fremd waren ihr die Schatten, welche dies heitere Bild verbarg.

Der Kanjlist hatte seine Wohnung erreicht, er stand vor seinem eigenen Heim! Nein, nein, kein Prinz, kein König war glücklicher, als er in diesem Augenblick. Das verloren geglaubte Zauberwort, er hatte es wieder gefunden. Dort, jener kleine Knopf an seiner Pforte, der war kein „Sejam, öffne Dich!“ Er brauchte ja nur daran zu drücken, und der Berg that sich ihm auf mit allen seinen Schätzen, — seine Waffen, seine Rüstungen, wie in seiner Kindheit — seine Ehrenbezeugungen, seine Huldigungen, wie in seiner Jugend — nein etwas weit-aus Besseres als dies, etwas, was den Kern alles menschlichen Glückes birgt, auf den Höhen des Lebens und in seinen dunkelsten Tiefen, — ein Herz, das nur für ihn schlägt, — ein Heim, in dem Jemand voll Sehnsucht seiner harret, — ein Weib! Ja, sein Weib, welches er liebte, nicht mit der stürmischen Liebe des Jünglings, sondern mit der Innigkeit und Treue des Mannes. Vor der Hausthüre stand er, müde und hungrig — drinnen aber wartete sein Weib mit dem Mahle auf ihn. — Das war etwas ganz Alltägliches, Gewöhnliches und doch für ihn so wunderbar neu, so verlockend. Leise, vorsichtig, gleich einem Kinde, welches eine neue Spielsache berührt, drückte er auf den kleinen Thürknopf und mit verhaltenem Athem lauschte er den raschen, leichten Schritten, welche sich näherten. Ihm war wieder zu Muthe wie damals in seiner Kindheit, als er vor dem Berge stand mit dem Märchenhelden, und halb verlegen erst und leise, dann aber laut und in freudiger Erwartung rief er: „Sejam, Sejam, öffne Dich!“

Nachdruck verboten.

### Studienkopf.

Siehe das Bild auf Seite 41.

Die weiblichen Studienköpfe des Wiener Malers Eugen von Blaas sind die Freude aller Kenner und Liebhaber einer sauberen und doch nicht zu schönfärbischen Technik. Das Weib in allen Lebensaltern und jeden Standes ist dem Künstler ein malerisches Motiv; am liebsten freilich stellt er es dar auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, oder in vollerblicher Frauenschönheit. Aus den stillen Augen des amüthigen Mädchens, dessen Bild diese Nummer schmückt, blickt uns noch träumende Kindheit entgegen, in die weicherundenen Gesichtszüge hat bisher weder Erfahrung noch Enttäuschung eine strengere Linie gezeichnet. Die Lieblichkeit des Ausdrucks zieht uns unwiderstehlich an; es sind die Züge eines Kindes, vor dem das Leben noch mit tausend Räthseln liegt, das aber dem Beschauer kein Räthsel aufgibt.

Nachdruck verboten.

### Das Aeffchen.

Siehe das Bild auf Seite 45.

Unsere modernen Künstler sind zum großen Theil von einer erstaunlichen Genügsamkeit. Der erste größere Erfolg giebt ihnen die Richtung für das ganze Leben, und sie werden nicht müde, dasselbe Motiv in ebensoviele Varianten zu malen, wie sie Käufer dafür finden. In den wenigen Malern, die an dieser geistlosen Einseitigkeit kein Gefallen finden, gehört der Berliner Hans Herrmann. Seine Fischmärkte, auf denen die eben gefangenen Fische, noch mit dem feuchten Glanz des Meerwassers auf den Silberkuppen, zum Kauf ausliegen, haben ihm einen Namen gemacht; am Käufer wäre er sicher nicht verlegen, wenn er dasselbe Motiv hundertfach wiederholte. Aber um diese virtuos gemalten Fische, an denen er sein glänzendes malerisches Können zuerst bewies, ist es ihm in erster Linie gar nicht zu thun gewesen, als er diese Bilder malte. Die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten mag ihn gereizt haben; vor Allem aber wollte er realistische Darstellungen des Volkslebens geben. Was ihm als Beiwert galt, ist von Vielen als die Hauptsache genommen worden. Aber Hans Herrmann hat sich durch diese einseitige Schätzung nicht beirren lassen. Sein Bild „das Aeffchen“, dessen Handlung wieder wie die seiner meisten Bilder in den Rahmen einer alten niederländischen Stadt verlegt ist, läßt Niemanden im Zweifel darüber, daß es dem Künstler nur darum zu thun war, eine durch den gleichen Vorgang lebhaft interessirte Volksmenge darzustellen. Nicht einzelne Menschen mit ihrem charakteristischen Gesichtsausdruck wollte er festhalten, sondern das Interesse, von dem die Gesamtheit bewegt wird. Das entsprungene Aeffchen, das sich mit einem lästigen Sprunge von der Brücke auf den Bootsmast geschüttelt hat, hat diese Volksmenge zusammengeleckt, die nun, Ränlein und Weiblein, Kinder und Erwachsene, in dem bunten Durcheinander, das der Zufall zusammengewürfelt, dem weiteren Schicksal des Entflohenen mit Spannung folgt. Das Bild will aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein; der Beschauer wird bald herausfinden, wie er es seinem Auge halten muß, um die dem Leben abgelaufte Scene in ihrer ganzen charakteristischen Lebenswahrheit zu sehen.



Theil der Taufdecke des fürstlichen Hauses Fürstenberg. A jour-Stickerei des XVI. Jahrhunderts.

Nachdruck verboten.

### Ungehobene Schätze.

Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Wieviel ungehobene Schätze aus allen Zweigen des Kunstgewerbes noch allerorts vergraben liegen, nur vielleicht einem ganz, ganz kleinen Kreise von Wissenden bekannt, dafür liefern die jährlich sich mehrenden Ausstellungen einen schlagenden Beweis. Namentlich das Fach der Frauenarbeit fördert Schätze zu Tausenden, die unsere höchste Bewunderung wachrufen und einen beachtenswerten Einblick gewähren in das Schaffensgebiet einer Kunsttechnik, die nach langem Verfall sich heute wieder zu ungeahnter Höhe aufzuschwingen vermag, — die Kunst-Stickerei. Es war wirklich hohe Zeit für die Ehre unseres Jahrhunderts, daß es sich aufraffte und dieser tiefgesunkenen Tochter des Kunstgewerbes die Stellung anwies, die sie sich selbst erworben durch Jahrhunderte langes, mühseliges Wirken. Man lasse sie an sich vorbeiziehen, die so reich illustrierte Geschichte der weiblichen Nadelarbeit, von den frühesten Proben der Kunststickerei an, man betrachte die herrlichen Wandteppiche des Mittelalters, die Kirchengewänder der spätgotischen Zeit, die gestickten Tapeten der Renaissance, die herrlichen Flach- und Relief-Stickereien der Barock- und Rococozeit, — sie sind wieder an's Tageslicht getreten, sie lehren uns die Wunder längst vergessener Techniken, die sich der Kunstwerke vornehmster Art würdig erwiesen, und haben der Frauenarbeit ein weites, schönes Feld der Thätigkeit neu zugänglich gemacht.

Der Zweck der überall unter dem Protectorat hoher, kunstverständiger Frauen stattfindenden Ausstellungen von alten und neuen kunstgewerblichen Frauenarbeiten liegt demnach auf der Hand. Man macht die in Privatbesitz und Museen befindlichen kostbaren Schätze jener Technik durch ihre Zusammenstellung der näheren Anschauung zugänglich, wirkt damit bildend auf den Geschmack und spornet zur Nachahmung derjenigen Techniken an, die im Laufe der Zeit verloren gegangen waren. Unter den Kunstwerken, welche die Stickerei-Schule in Karlsruhe bei Gelegenheit des Regierungs-Jubiläums des Großherzogs von Baden ausstellte, befand sich ein Antependium aus der kostbaren Kunstsammlung des Schlosses Sigmaringen. Die wundervolle Nadelmalerei, offenbar niederländischen Ursprungs, repräsentiert einen großen Werth. Die Zeit der Entstehung dieser in Platt- und Relief-Stickerei ausgeführten kunstreichen Arbeit ist die des „spätgotischen Stils“. Die Zeichnung, die Ausführung, die Harmonie der freilich jetzt etwas verblichnen, aber um so reizvoller wirkenden Farben erweckt unser höchstes Interesse für die kunstreichen Frauenhände, die es verstanden, mit Nadel und seidenem

Faden solche Wunderwerke der Kunst und der Geduld zu schaffen. Der hier abgebildete Theil stellt die Krönung der heiligen Jungfrau dar. Gott Vater sitzt mit königlichem Ornat angethan auf dem Throne, während Gott Sohn zu seiner Rechten im Verein mit einem Engel der demüthig knieenden Gottesmutter die goldene, mit Edelsteinen verzierte Krone auf das liebliche Haupt setzt. Zwei naive, auf Hörnern musizirende Engel schweben zu beiden Seiten. In den unteren Ecken stehen in reichen gothischen Schreinen zwei heilige Bischöfe. Bemerkenswerth neben dem Anachronismus des mittelalterlichen Kostüms der heiligen Jungfrau ist der Umstand, daß auf dem Bilde der heilige Geist in Gestalt einer Taube fehlt.

Unsere zweite Abbildung veranschaulicht einen Theil der Taufdecke des fürstlichen Hauses Fürstenberg, die ebenfalls in Karlsruhe ausgestellt war. Decke, Taufkleid und Haube sind gleichmäßig in derselben Technik, venezianischer à jour-Stickerei des 16. Jahrhunderts, hergestellt und sind seit Alters her im Gebrauch des fürstlichen Hauses zu Donaueschingen. Mit grüner Seide gefüttert, wirken diese farbigen, mit Gold und Silber kunstvoll gearbeiteten Nadelspitzen überaus prächtig und reizvoll, — das schöne, stilgerechte Muster des Fleins und der Spitze ist eine werthvolle Bereicherung unserer Musterbücher, die ein schöneres Stück kaum aufzuweisen haben dürften.

Beim Betrachten dieser Zeugen einer längst verschwundenen Zeit läßt es sich wunderbar träumen. Gestalten, Sagen, Bilder verschwundener Tage treten vor unser geistiges Auge, als wäre ein altes Stück Spitze ein Zauber Spiegel, der sie wieder heraufbeschwört, daß man sie zu hören vermeint, die einst gelebt, daß man sie lachen hört und weinen. . . . Und wenn man dann aufschreckt aus seinen Träumereien, dann überkommt Einen mit Allgewalt das Gedanke an unsere eigene Vergänglichkeit, die von dem Werke unserer Hände um Jahrhunderte überdauert wird, und wäre es so zart nur wie jene alte Spitze. Ein scharfer Blick huscht dann wohl nach dem Spiegel, — noch ist unser Antlitz frisch, noch leuchten unsere Augen. . . . Und dennoch. . . .

„Wie lange wird es dauern  
Und all die Herrlichkeit  
Ist mit wehmüth'gem Schauern  
Ein Lied aus alter Zeit.“ —



Antependium, die Krönung der heiligen Jungfrau darstellend. Niederländische Gobelin-Stickerei, im Besitz des Fürsten von Hohenzollern.

## Redaktions-Nachricht.

**V. D. in Stuttgart.** — Ganz so schlecht, wie Sie meinen, ist es um die hauswirtschaftliche Belehrung der jungen Mädchen denn doch nicht bestellt. Man ist in einer Anzahl von Gemeinden in der Angelegenheit praktisch vorgegangen, nachdem durch private Curie mit schulpflichtigen Kindern, wie sie z. B. von Frau Commerzienrath Heyl in Charlottenburg seit längerer Zeit geleitet werden, die nöthigen Erfahrungen gesammelt waren. Die erste obligatorische Einführung des Kochunterrichts in einer öffentlichen Volksschule erfolgte in Kassel durch die auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte und durch die Ausbildung von Lehrerinnen für den Gegenstand sehr verdiente Lehrerin Augusta Förster. Dem Vorgehen in Kassel folgte ein ähnliches in Chemnitz, wo ein eigenes Gebäude für diesen Zweck errichtet wurde, dann in Marienburg in Westpreußen, und im Herbst vorigen Jahres führte die Stadt Karlsruhe den ersten Kochunterricht in den ersten Mädchen-Klassen der einfachen wie auch der erweiterten Volksschulen ein. In einer Reihe von anderen Städten sind wieder weitgehende Einrichtungen, welche der hauswirtschaftlichen Belehrung dienen sollen, getroffen; auch in Berlin werden voranschreitend im nächsten Frühjahr einige hauswirtschaftliche Curie in Mädchenschulen eröffnet.

**V. V. A. in Brehburg.** — Die sogenannte „Damenpönde“ spielt schon seit Anfang der dreißiger Jahre auf Bällen eine große Rolle. Die Sitte, den Damen eine liebenswürdige kleine Ueberraschung zu bereiten, ist nachahmenswerth und wird auch auf Ihrem Casino-Ball mit Freuden begrüßt werden. Am besten schließt sich die Damenpönde an den Zweck des Abends an und dient zugleich als Tanzkarte. Man begnügt sich in letzter Zeit, nach Pariser Sitte, darauf nur die Quadrillen anzuführen, martlet aber gerne das Souper. In Paris sah man auf den diesjährigen Bällen, sowohl bei Damen als bei Herren, welche rechtliche Karten, an deren einem Ende mittelst Seidenband und Dese ein Bleistift befestigt war. Die Tänzerinnen hingen die Karten an den Arm, die Tänzer steckten sie in die Hüft-Tasche. Ganz neu war der Brauch, daß die Damen schon vor den Bällen aus mehreren heißen Blättern bestehende Blüthen in Seiden-, Kautschuk- und Gesellschaften mitnahmen, um sich im voraus ihrer Tänzer zu verichern. Bei dem Balle, der zu Ehren des neuermählten rumänischen Thronfolgers in Bukarest gegeben wurde, bekamen Damen und Herren die Photographie des hohen Paars in einem Mädchen. Alle Bild-Einfassungen waren in Leder-Galanterie-Arbeit ausgeführt und zeigten an den Ecken niedliche Wäldchen, wie Nadelblätter, Veilchen, Scabiosa, Marien-Käsechen und dergleichen. Prinz Ferdinand von Bulgarien bestellte für seine Hofsete nicht nur Damenpönde, sondern auch — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Herrenpönde. Es erhält nämlich jeder Geladene irgend einen Galanterie-Gegenstand, sei es ein Notizbuch, einen Notizblock, ein Mädchen, eine Cigarren-Tasche und dergleichen.

**M. S. in Karlsruhe.** Das Jubiläum Ihrer Lieblings-Delicatessen hätten Sie im Jahre des Heils 1880 feiern können. Der Marschall de Contades, ein bekannter Gourmand war 1780 Gouverneur von Straßburg und hatte einen gewissen Close als Koch in seinen Diensten. Dieser hatte eines Tages die Idee, eine Pastete aus Gänselebern zu bereiten. Der Marschall fand sie so wohlwärmend, daß er jeden Tag eine solche essen wollte. Einige Monate später wurde Contades durch einen Anderen ersetzt. Close blieb dem Palais des neuen Gouverneurs zugetheilt, der aber die Küchen-Talente seines Haushofmeisters wenig zu schätzen verstand. Close besaß zu viel Selbstliebe, um bei einem solchen Herrn zu bleiben, und da er Ersparnisse gemacht hatte, verließ er den Gouverneur und heirathete die Wittwe eines Pasteten-Bäckers in der Rue de la Messange in Straßburg. Damals begann er seine Pasteten öffentlich zu verkaufen und hatte damit einen großen Erfolg, der ihn reich machte. Aber dieses Glück dauerte nicht lange, und Close ward vor Kerker. Ein Concurrent Namens Dupon ließ sich in der Rue du Dome nieder, aber zu stolz, um Close bloß zu copiren, bereitete er noch köstlichere Gänseleber-Pasteten, indem er Trüffel hinzusetzte. Diese Neuerung war der Ruin Close's.

**M. Rohring in Wilhelmshöhe.** — Das Damenstift, über welches Sie Auskunft verlangen, dürfte das Erholungs-Haus für Damen in Sölinghausen bei Soest in Westfalen sein. Es steht unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich, ist wundervoll gelegen und nimmt auf vorherige Anmeldung bei der Vorsteherin Pensionärinnen gegen eine Entschädigung von täglich 1,50—2,50 Mk. auf.

**J. M. in Wien.** — Die Erziehung eines dreijährigen Knaben systematisch einzurichten, ist sicher keine leichte Aufgabe. Wesentliche Gesichtspunkte für eine solche finden Sie in dem preußischen Handbuch der Erziehungs-Methode, herausgegeben von J. Köhler, bei Hermann Böhlau in Weimar.

**Theodora in Fürstentum.** — Atlas und Odyssee lernen Sie am besten aus der russischen Uebersetzung kennen, die in der Reichlichen Bibliothek erschienen ist. Wenn Sie Ihrer Anschauung zu Hilfe kommen wollen, bieten die Umrisse zu Homer von P. I. Azman, (Öbische Verlagshandlung in Stuttgart) das beste Material. Ihr Interesse für die Geschichte der Griechen und Römer findet sicher Befriedigung in der Geschichte des Alterthums von Jäger, Vertelmann, Wiltersloh, und in dem reich illustrierten Buche: „Götter und Rom“ von Wagner, Spamer, Leipzig.